Geschichten aus Moll

von

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath

Gesammelte Werke

von

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath

5. Band

Geschichten aus Moll



Leipzig
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung
1907

Geschichten aus Moll

Von

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath



Leipzig
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung
1907

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Amai la storia d'infelici amori,
La triste melodia, gli inni di pianto.
E la farfalla, che volò sui fiori
D'un camposanto . . .



Inhalt



Sonnenuntergang

Ein Romankapitel aus dem XII. Jahrhundert



In den ersten Stunden des T ges war die Reichsstadt überfallen und nach kurzer Gegenwehr genommen worden. Die aufgehende Sonne beschien keine sonderliche Verwüstung an Gebäuden und Eigentum, doch lagen die Ringmauern, der Stolz der Stadt, gebrochen, und in den Gossen floß Kaufherrenblut. Der Feind war rasch abgezogen, und die bestürzten Städter standen ratlos, denn nur einer war es, mit dem sie in Fehde lebten. Diesen einen aber wähnten sie im Morgenlande, denn es war ums Jahr des Herrn 1190, und die gesamte Ritterschaft Deutschlands hatte das Kreuz genommen und stritt gegen die Heiden.

Am Tore, wo die letzten Häuser standen, verengte sich der Weg und führte zum Tal. Hohe Buchen umschlossen die Wiese mit dem rauschenden Bach; weiter hinauf, wo die Berge zusammentraten, wurden die Stämme dichter und dichter, zwischen mächtigen Schieferblöcken wucherte Farnkraut und Belladonna, dann kam ein weiter, wilder Wald, endlich, von Felsen und schwarzen Tannen umsäumt, der See.

Es war Herbst, ein kühler nebeliger Duft lag über der Gegend. Am Himmel zogen Kraniche, die übten sich zur Reise; aus dem Walde tönte zuweilen der scharfe Schrei des Hähers. Ein Rudel Edelwild stand am Wasser, in ihrer Mitte der Leithirsch. Plötzlich nahmen sie sich auf und zogen langsam über die Hügel dem Walde zu.

Des Weges kam ein Reiter auf hohem, schwarzem Pferde. Er trug volle Rüstung, nur das Visier war zurückgeschlagen. Daß er ein Ritter sei, konnte man an der Helmzier erkennen, in größerer Nähe auch an den kostbaren Gewaffen, an dem Wappen im Schilde, das von purpurner Fürstenkrone gedeckt war. Das Panzerhemd wies klaffende Risse, der Schild trug Spuren von manch hartem Stoß und Schlage, auch schien der Reiter ermattet zu sein, wie von schwerer Wunde, denn er saß lässig zu Roß, und sein Gesicht schaute unter der Sturmhaube ernst und blaß hervor.

Unweit des Sees stand eine uralte Buche, die sturmtrotzend ihre Wurzeln in den felsigen Grund gezwungen hatte. Es schien, als ob die mächtige Krone alles erstickt habe, was in ihrem Bereich; denn schwache, verkümmerte Stämme allein gediehen in der Nähe des Waldriesen. Der aber kündete wieder, daß sein Dasein ein Kampf gewesen, und daß die Stürme der Jahrhunderte nicht spurlos über ihn hingebraust. Dichtes Moos bedeckte die geschützteren Stellen des Stammes, während die Windseite Risse zeigte, Knorren und tiefe Narben. Zwei Wunden trug der Baum vornehmlich sichtbar: eine frische, wenig über der Erde — vielleicht hatte ein Wisent sein Horn daran gewetzt —, und eine alte, höher am Stamm, aber tödlich tief. Ein Frauenname war es, dessen Züge ein Schwert mit so furchtbarer Gewalt eingetrieben haben mußte, daß die Zeit sie nicht hatte heilen, der Stamm nicht verwachsen können.

Dorthin lenkte der Reiter sein Pferd, sprang aus dem Sattel und begann ein seltsames Werk. Mit der Streitart fällte er die benachbarten geringeren Stämme, schleppte sie zu der Buche und häufte sie um den Baum, einen schmalen und langen Raum jedoch, in Art einer Gasse, freilassend. Das Pferd weidete indessen die späten Wiesenblumen ab. Die Fugen des Baus verschloß er mit Reisig und dürrem Grase. Als er damit zu Ende war, führte er das Pferd in die Gasse und drückte wie übermüdet das Haupt in die schwarze Mähne. So verweilte er lange, plötzlich aber war es, als nähme er seine ganze Kraft zusammen — er zuckte auf und erschlug das Tier mit dem Schwerte. Dann entledigte er sich seiner Rüstung und warf sie nebst allen Waffen auf das tote Schwarzroß, nur den Dolch Misericordia behielt er am Gürtel. Über das Ganze türmte er neue Stämme, entzündete eine Fackel und warf sie in den ungeheuren Scheiterhaufen. Als die Flammen emporloderten, wandte er sich dem See zu, setzte sich auf einen Felsblock und schaute hinaus über die regungslose Fläche.

Auf sie fielen die Strahlen der Nachmittagssonne. Zuweilen schnellte ein Fisch den glitzernden Leib aus dem Wasser, dann liefen noch lange nachher zitternde Kreise über die spiegelnde Fläche, bis sie wie ein Hauch verrannen. Einmal wollte ein verspäteter Sommerfalter über den See, allein er war wohl zu müde, denn er flatterte langsam dahin und kam dem Wasserspiegel immer näher, bis er verschwand. Es lag tiefes Schweigen über allem, denn die Luft war still, und die Flammen

des brennenden Baumes stiegen hochrot und lautlos zum Geäste, kaum daß mit leisem Knistern das feuchte Laub erstarb, wenn die Lohe bis in die Krone schlug. Der Rauch kam auch nicht empor, sondern ruhte auf dem Walde, als sei der in feinen Nebel gehüllt.

Durch die Wipfel der Bäume lief ein Rauschen, die Vögel zirpten süß und leise, als ob es Frühling wäre. — Aus dem Dunkel des Waldes trat eine weiße Gestalt und schritt langsam dem See zu. Sie warf einen kurzen Blick auf den brennenden Baum, dann stand sie plötzlich vor dem Fremden und sah ihn mit dunklen Kinderaugen an. Der hob das blasse alte Gesicht, und als er die schöne Gestalt sah, wurde es jung und sonnig.

„Bist du ein Engel?" fragte er.

„Nein," versetzte sie ernsthaft — „ich bin ein schlichtes Fräulein, des Burgherrn von Schwarzachs Tochter, warum fragst du also?"

„Weil du schön bist," sagte der Fremde einfach, „und weil du mir kurz vor dem Tode erscheinst."

„Vor deinem Tode?"

Sie legte die Stirn in ihre Hand. „Du willst sterben? Warum? Die Welt ist so wunderschön, und du willst sterben? Seltsam! Du bist ja noch jung, nur krank wohl, sehr krank ... Komm mit auf Vaters Burg; wir sind nicht reich, aber wir wollen dich herzlich pflegen, und du wirst gewiß wieder genesen. O bitte, Fremder, willst du? Du machst uns Freude, wenn du es tust!"

In seine starren Augen kam ein Schimmer. „Du

bist doch ein Engel," sagte er, „allein du kannst mir nicht helfen. Wohl ist die Erde wunderschön und das Leben reich und groß, allein in mir ist etwas gestorben, und ich kann nicht mehr einstimmen in das hohe Lied der Natur, nicht mehr mitklingen in der ewigen Harmonie des Weltalls. Geh du zurück ins schöne Leben und werde glücklich, wie du es verdienst, mich aber laß vollenden und sei nicht gut zu mir, denn ich sehne mich zu schlafen, tief und traumlos."

Sie stand unbeweglich. „So hast du keine Heimat auf Erden und kein Vaterland? Keinen Freund, keine Seele, die dich liebt?"

Er deutete schweigend auf den Baum, den ein Flammenmeer umwogte.

„Dort geht alles zu Ende," sprach er mit tiefer Stimme, „was mein war. Es soll verwehen wie Rauch und kein Gedenken haben. Leb wohl!"

Sie hob plötzlich das Haupt. „Jetzt kenne ich dich," sagte sie, „du bist Herzog Eudos Sohn, und einst ..."

Eine jähe Röte schoß über die Züge des Mannes.

„Der Name gehört einem Toten. Laß ihn vergessen sein und gönne ihm den ewigen Frieden."

„Ich hörte viel von Euch, Herr", sagte sie schüchtern. „Fahrende Leute aus Burgund kamen auf Vaters Schloß, und alle sangen von Eurer Liebe zu des Kaufherrn schönem Kinde. Eine Weise war holdselig vor allen, sie besagte, ein Adler habe einst eine Nachtigall geliebt ..."

„Die sein gespottet" — unterbrach sie der Ritter ernst. „Und weiter meldet das Lied, daß der Adler hinaus-

geflogen ist in die Welt, um Vergessen zu lernen. Das hat er aber nicht vermocht, sondern ist früh zurückgekehrt, um über dem Haine der Nachtigall ungesehen zu kreisen, ungesehen über ihrem Neste zu wachen. Des Liedes Sinn bedeutet, daß nichts auf Erden heiliger ist und größer als Treue, Treue bis zum Tode."

Das Mädchen strich wie verwirrt das Haar aus der Stirn.

„So endet das Lied", fuhr er fort. „Was es aber nicht kündet, ist das: Es kam ein Tag, da hatten die Krämer meine Nachtigall geblendet und auf ihr totes, kleines Herz einen schweren Stein gelegt mit einem frommen Sprüchlein darauf ... Da aber schoß der Adler von seiner Höhe herab, lautlos wie ein Blitz, zu würgen alle, die ihr ein Leids getan. Er badete seine Fänge in Kaufherrenblut und ging vernichtend über die Spur, die seine Liebe auf Erden gelassen — dann aber breitete er die dunklen Schwingen, hob sich auf von der Erde und flog hinaus in die Nacht, in die sternenleuchtende Nacht, dem großen Erwachen entgegen."

Sie hatte atemlos zugehört, ein Sturm ging durch ihre Brust.

„Und wenn", sagte sie mit bebenden Lippen, „Gott nun ein Wunder tun wollte, um dich zu retten, und zu dir spräche: Hier ist ein junges gläubiges Herz, das dich geliebt hat aus deinen Liedern, das dich umfassen will mit seiner ganzen Kraft, mit allem, was gut und groß in ihm ist ... das soll dein eigen sein und soll dich

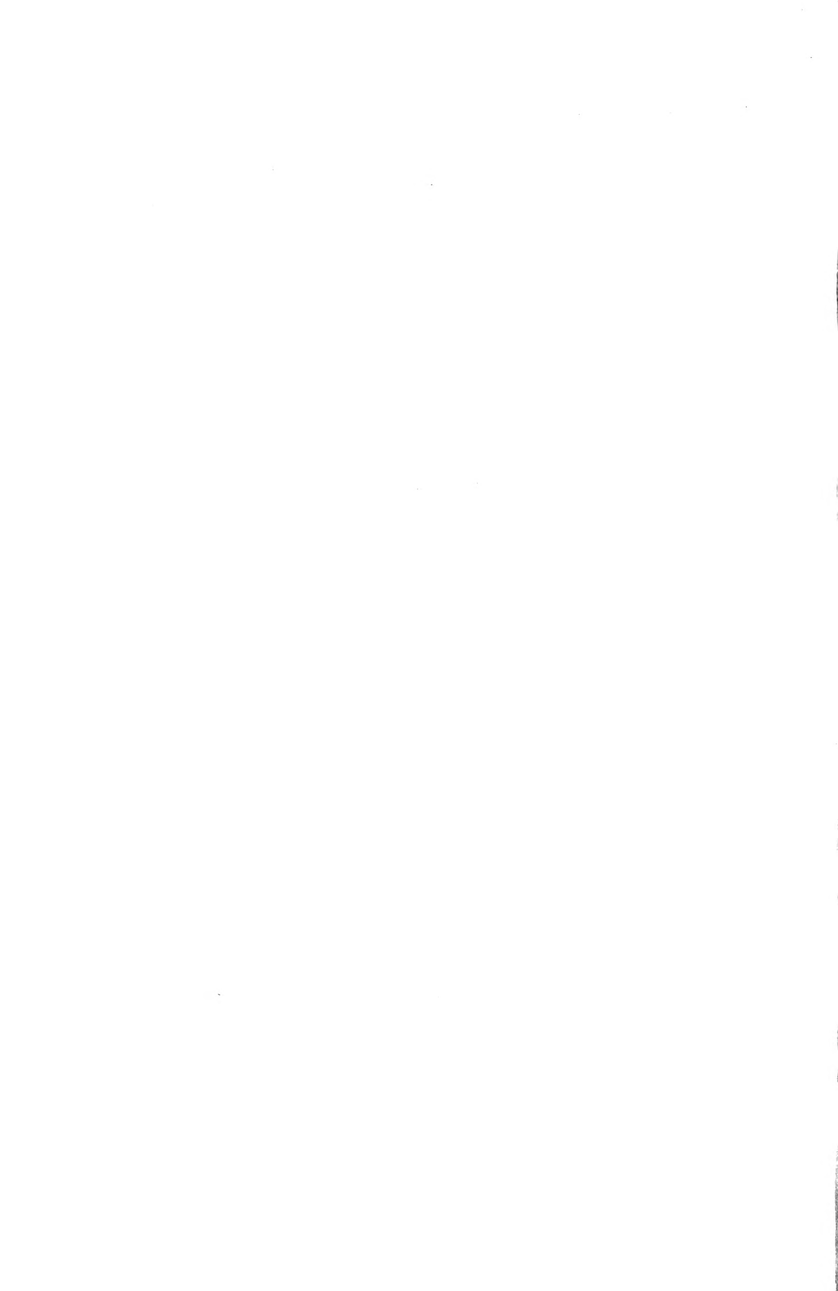
lieben aus seiner tiefsten Tiefe, ohn' Wanken und ohn' Ende, in alle Ewigkeit ... würdest du dann noch einmal glauben, noch einmal, zum letztenmal, lieben können?"

Er schaute hinaus auf den See, in dem die Sonne versank. Ihre letzten Strahlen lagen glutrot auf den dunklen Bäumen.

„Nein", sagte er sehr fest. „Es ist mit einer großen Liebe wie mit der Abendsonne — ehe sie untergeht, ist sie schöner als je und herrlicher als jedes Himmelslicht."

„Ich will beten gehen," sagte das Mädchen tonlos, „für Euch und auch ... für mich."

Sie wandte sich ab und wankte dem Walde zu, ohne einmal zurückzuschauen. Es wurde ganz dunkel, und ein Sturm erhob sich; da riß der Fremde die Misericordia aus der Scheide und schritt zur Buche, auf das Flammenmeer zu. In die Stimme der Vernichtung, in das Grollen des Sturmes hinein rief er laut das Totengebet. Dann verschwand er in der roten Lohe. —



Schön-Lenchen

Ein Chronikblatt



Von der Plattform des Straßburger Münsters streiften meine Blicke über die stolze, altertümliche Stadt. Ich fühlte mich wie losgelöst von dem Leben unter mir, denn es drang zu meinem Ohr nur wie ein leises, verschwommenes Summen, eher dazu angetan, Träumereien zu wecken, als zu stören. Auch lagen schon Abendnebel über dem weiten Häusermeer, nur die Spitze des Turmes glühte vom letzten Sonnenstrahl tiefrot übergossen.

Es war Herbst — die letzten Schwalben zwitscherten um die luftigen Zinnen; einzelne tiefblaue, rosig umsäumte Wölkchen schwammen am klaren Abendhimmel, über dem fernen Wasgau standen schwere, schwarze Wolken. Ich freute mich der tiefen Stille und wandelte langsam über die steinernen Fliesen; da traf mein Auge auf ein seltsames Gebild, an dem es haften blieb wie gebannt. In einer Nische stand die Gestalt eines Mönches, aus Stein geformt, in klarer Plastik vom dunklen Hintergrunde gelöst. Auf dem starren Gebild lag der Sonne letzter Strahl und verlieh ihm einen Schein von Leben, während zuweilen kecke Schwalben mit blitzschnellem Flügelschlag das regungslose Haupt streiften. Der Blick des Mönches war auf die Stadt gerichtet; in den steinernen Zügen ruhte tiefe Traurigkeit, auf den Lippen ein Zug von Ergebung, man ahnte aber, daß diese Augen einst in Verzweiflung geblickt und daß die Lippen einst

einen Aufschrei getan haben mußten vor ungefügem Schmerze, ehe sie zu Stein wurden und sich schlossen auf immerdar. Und wie ich wieder und wieder jene Züge betrachten mußte, tauchten endlich dunkle Erinnerungen aus den Kindertagen auf und eine alte Geschichte, die ich vor langer Zeit gehört, kam mir aufs neue in den Sinn — die Geschichte vom steinernen Bildnis auf dem Münster zu Straßburg.

Zu Straßburg lebte vor langer Zeit ein Meister, der war Goldschmied seines Zeichens, dabei weit und breit gepriesen ob seiner Kunst. Wohl hatte er in seiner Werkstatt des Geschmeides und der edlen Steine viel, sein größter Schatz aber war sein einziges Töchterlein, Helene. Wenn man in deren lichtblau Auge geschaut, so vermeinte man, die schönsten Saphire seien unrein und farblos, und gegen ihr reiches, blondes Haar erschien das lauterste Gold trübe. Ihre Stimme war hell wie das Tirilieren der Lerche, und wenn sie durch die finstere Werkstatt schritt, strahlte aus ihrem Wesen lauterer Sonnenschein, vor dem keine Traurigkeit bestehen konnte. War auch ein braves, frommes Kind, das mit herzlicher Liebe an den Eltern hing und vornehmlich dem gestrengen, oft mürrischen Meister alles tat, was sie ihm an den Augen abzusehen vermochte. Ins Freie kam Lenchen selten, denn ihre Eltern hielten nichts vom Lustwandeln und Hofieren auf Straße und Wall; deshalb verließ sie das graue, uralte Haus nur,

um zur Messe zu gehen, an der Brust und im Haar einen Strauß frischer Blumen, die Augen andächtig aufs Brevier gesenkt. Die Blumen kamen aus Lenchens Garten, der dicht hinter dem elterlichen Hause lag, durch hohe Ringmauern sorgsam verwehrt und umgrenzt. Das war Lenchens eigentliches Reich, da war sie unumschränkte Gebieterin und Königin über eine Welt von Blumen, mannigfach von Art, seltsam von Duft und Farbenpracht. Liebte auch vornehmlich in diesem Garten zu weilen, und konnte oft Stund' um Stunde gar ernst und sinnig in der Laube von blumigen Kletterpflanzen sitzen, bis sie sodann, eine helle Weise singend, wie ein Falter durch die Blütenbeete eilte, also schnell und leicht, daß man vermeinte, das Gras dürfe sich nimmer beugen, allwo es ihr Fuß berührt.

Dermalen lebte zu Straßburg ein junger Geselle, mit Namen Reinhart. Selbiger war zwar hart und geschickt zu Turnier- und Ritterspiel, aber nicht also rein, denn er freute sich toller Streiche, verwegener Abenteuer, und galt für der Wildesten einen. Zweitgeborenes Ritterkind, war er aus dem Thüringer Land gen Straßburg gefahren, allda die freien Künste zu lernen. Saß jedoch selten bei Foliant und Pergament, sondern strich lieber im Samtwams, den Raufdegen an der Seite, mit gleichen Genossen durch Wall und Gassen, bei Nacht singend und zechend, bei Tage die welschen Söldner höhnend, die gehaßt waren von jedermann. Jene aber mieden ihn, denn sie fürchteten seine gute Klinge; wagten auch nicht, ihm ein Leids zu tun, denn er war

aus hohem, fürnehmen Hause und hatte der Anhänger und Freunde viel.

So begab es sich, daß der Ostertag heranrückte, der mit kirchlicher Feier und allerhand Festlichkeit begangen wurde. Der Reinhart und seine Genossen hatten die Nacht im Stadtkeller mit Lärmen verbracht, im Morgengrauen waren sie ins Freie gezogen und kehrten nun zu neuer Lust zur Stadt zurück. Wie sie zum Münster kamen, wogte der Strom der Frommen andächtig zur Messe, die Frühlingssonne schien hell und die Glocken riefen ernst und feierlich. Da ward dem Reinhart gar wundersam zumute, denn er fühlte, daß seine Brust leer war, und mußte früherer Tage gedenken — es war schon lange her —, wo auch er an der Seite einer hohen schönen Frau, die er Mutter nannte, zur Kirche gegangen war, halb trotzig, daß man ihn vom Spiele rief, halb kindlich andächtig. So stahl er sich denn hinweg aus der lustigen Schar und schritt langsam, fast zögernd, durch das dunkle Portal, in einem entlegenen Betstuhle Platz findend. Mächtiger Orgelklang brauste, Weihrauchwolken fluteten nieder, und durch den Nebel fiel ein breiter Streifen Sonnenlicht, warm und goldig. Als aber die Orgel nun leiser und leiser wurde, und der Gesang verhallte, da fühlte Reinhart, wie seine Augen feucht wurden, denn es war ihm, als ob ihn ein mächtiges süßes Sehnen aufwärts trüge, so daß er das Haupt neigte und lange betete. Als er sich wieder aufrichtete, vermeinte er, es sei ihm nie so glücklich ums Herz gewesen, und verblieb daher unbeweglich, den Worten des

Priesters versonnen lauschend. Nach und nach wanderten seine Augen auch über die ihm fremdartige Umgebung und blieben endlich auf einer Stelle des Chores haften, als vermöchten sie nimmer sich davon loszulösen.

Dort saß aber an der Mutter Seite Schön-Lenchen, des Goldschmieds Töchterlein, die Hände gefaltet, das süße Gesicht andachtsvoll nach oben gerichtet. Die Kirche war ganz dunkel, nur durch das Bogenfenster fiel ein schmaler Streifen Sonnenlicht gerade auf Lenchens Züge, so daß sie erschien wie ein lichtes Bild auf dunklem Grunde. Es ging die Messe zu Ende, der Reinhart aber schaute unverwandt und wie abwesend hinüber, die Hände nicht mehr gefaltet, sondern auf das schlagende Herz gedrückt. Merkte auch kaum, daß die Orgel aufs neue erbrauste und die Scharen der Beter langsam aus dem Portale strömten; erst als Lenchen entschwunden war, seufzte er tief und ließ sich willenlos hinausdrängen in den lachenden Frühlingstag. Als er auf den Stufen stand, sah er seine Genossen, die paarweise durch die Straßen zu Reigenlust zogen, ihr lautes Singen tönte deutlich herüber. Reinhart zog nicht mit ihnen, ihn überkam ein Ekel vor dem lärmenden Treiben.

Seit diesem Tage ward der Reinhart stiller und stiller, sah auch oft so glückselig aus, daß ihn die Gefährten fragten, was ihm denn so Großes widerfahren sei. Im stillen murrten sie jedoch, da er sich viel von ihnen zurückzog und ihre Gelage dadurch an Fröhlichkeit einbüßten. Befragten sie ihn aber, oder begegneten sie ihm mit Spott, so flammten seine Augen in furcht-

barem Jähzorn, und zwischen seine Brauen lagerte sich eine tiefe Falte, fest und wie eingegraben. Die kannten sie wohl und hüteten sich, ihn fürder zu reizen; im stillen aber sagten sie, er „philosophiert", oder, er „will Pfaff werden"; nur der älteste unter ihnen, aus Sachsenland gebürtig, ein wunderlicher Geselle, den die Liebe zum guten Wein von Jahr zu Jahr festhielt, und der sich auch von Jahr zu Jahr rüsten wollte, auf daß er selber dozieren könne, schüttelte das mächtige Haupt und murmelte leise vor sich hin: „Er hält's mit der Reue."

Inzwischen war Pfingsten gekommen und die Genossen rüsteten sich zu lustiger Fahrt nach der Feste Rappoltstein und dem Wasgau, auf dessen Höhen unweit Kolmar ein gar wundertätiger Wallfahrtsort gelegen ist, den man „Unsere liebe Frau zu den drei Ähren" nennt. Weite rauschende Wälder umschließen das Kirchlein, hart an ihm steht eine Herberge, in welcher der Wunderquell eines fürtrefflichen Weines fließt. Das schönste jedoch ist die Aussicht, denn das entzückte Auge kann frei dahinschweifen über das lachende Elsaß und den großen Rheinstrom vom blauen Schwarzwalde bis zu den weißen Firnen des Helvetierlandes. Dahin zogen die Genossen, wer aber hartnäckig ausschlug, sie zu begleiten, das war der Reinhart. So gingen sie denn allein des Weges. Jenem ward aber, als sei ihm ein Stein vom Herzen genommen, und sein Antlitz wurde noch fröhlicher, sein Gang noch stolzer und freier. Studierte auch eifrig seit jener Zeit und beschrieb vornehmlich viel lose Blätter, die er dann zu einem Heft

gestaltete, das er mit Goldfäden aus seinem Wehrgehenk verschloß; des weiteren suchte er den Umgang gelehrter und gereifter Männer, bei denen er nach und nach gern gesehen und aufgenommen ward. Dabei vergaß er keineswegs ritterlicher Kunst, und verstand namentlich sein Roß zu tummeln, daß des Staunens kein Ende war, wo man ihn sah.

Eines Sonntags geschah es, daß ein schweres Wetter über Straßburg zog, so gewaltig, daß die ältesten Leute sich eines gleichen nicht zu erinnern vermochten. Erst als die Glocken zur Abendmesse riefen, verhallte der Donner, ein später gelber Sonnenstrahl fiel schräg auf Giebel und Dächer, indessen ein kühler Windhauch beschwichtigend durch die feuchten Gassen strich. Nur wenige kamen an jenem Abend zur Andacht, denn die Sorge um Hab' und Leben hatte die meisten der alten Gewohnheit untreu werden lassen; unter den wenigen aber war Lenchen, die am Arme einer Freundin, da die Mutter vor Schreck schier krank lag, dem Gotteshause zuschritt.

Es begann früh zu dunkeln; die Straßen waren menschenleer. Lenchen und ihre Begleiterin hatten kaum des Münsters Stufen verlassen, als sie sich von mehreren reich gekleideten welschen Edelleuten angehalten sahen, die unter lautem Gelächter und bösen Reden ihnen den Weg zu sperren suchten. Einer von ihnen, vornehmer als die andern, suchte den Arm um Lenchen zu schlingen und das halb ohnmächtige Mädchen fortzuziehen — wer aber plötzlich, wie aus dem Boden

gewachsen, den Gesellen gegenüberstand, das war der Reinhart. Einen Augenblick blieb er regungslos, nach Atem ringend, dann lief er sie mit dem Schwert so wütend an, daß sie ihre Beute eilends ließen und von dannen wichen. Wohl hatte jener, den Reinhart sich erlesen, schwere Hiebwunden davongetragen; seine Gefährten aber deckten ihn gut und schoben ihn in ein Haus, das schwere Tor verriegelnd. Reinhart kehrte daher zu den Jungfrauen zurück und nahm gesenkten Auges die Dankesworte des errötenden Lenchens hin. Er durfte sie auch geleiten bis an die Ecke, von der man drüben am Markt das altertümliche Haus des Meister Goldschmied sehen konnte.

An diesem Abend strich Reinhart durch die Straßen, die Brust voll zum Zerspringen, das Haar im Gewitterwind flatternd, denn beim Abschied hatte Schön-Lenchens weiße Hand leise in der seinen geruht, und als späterhin der Mond bleich durch die Wolken brach, stand vor dem Hause des Meister Goldschmied ein glückseliger Träumer, blickte zu dem Giebelfenster empor und küßte eine blaßblaue Schleife tausendfach — die hatte ihm Schön-Lenchen beim Abschied gegeben.

Am andern Tage, kurz vor der Mittagszeit, trat Reinhart in die Werkstatt des Meister Goldschmied. Das war ein luftiges, helles Gelaß mit hohen vergitterten Fenstern, an den Wänden viel wundersam Gerät und Werkzeug. Vor jedem Fenster saß einer der Gesellen, feilend und hämmernd, so in die Arbeit vertieft, daß keiner den Kopf nach dem Eintretenden umwandte. In einem aus-

springenden Erker, allwo das Tageslicht am hellsten, stand der Meister, emsig und mit kunstvoller Hand einer schweren Armspange die letzte Ziselierung gebend. Er legte, als Reinhart eintrat, sein Werkzeug nieder, lüftete das Käpplein und frug nach dem Begehr des Junkers, ihn mit forschendem Blicke messend, denn er hatte hohe Herren noch nie von nahem gesehen, wohl aber viel Böses von ihnen vernommen. Jener aber verneigte sich und sprach: „Meister, Ihr sollt mir eine güldene Kette schmieden, daran eine Kapsel mit edlen Steinen, weil ich drin etwas recht Liebes bergen will; vergönnt mir, daß ich bei Euch Auswahl treffe nach Gefallen." Der Meister wies ihm allerhand Edelgestein und ward immer mehr verwundert ob der Sanftheit und der Bescheidenheit des Reinhart, dem er noch immer zurückhaltend Auskunft gab. Als sie nun so im besten Reden waren, öffnete sich plötzlich die Tür und herein trat Lenchen, auf einer tönernen Platte dem Vater den Frühtrunk bringend, dazu einen Blumenstrauß. Sie war gar einfach und reizend gekleidet, das blonde Haar zurückgehalten von einer einzigen taufrischen Rose. Als Lenchen den Reinhart sah, blieb sie stehen, aber die Gläser in ihrer Hand klirrten und klangen an einander — sie stellte dieselben auf den Tisch und machte sich in der Werkstatt zu schaffen. Des Reinhart Augen ruhten auf ihr, während der Meister das Feuer eines seltenen Steines pries, und es wollte ihm erscheinen, daß sie viel sorglicher hantierte, viel länger verweilte, als es wohl not gewesen wäre. Auch schien ihm ihr

Blick, als ihre Augen beim Hinausgehen einen Augenblick in die seinen tauchten, gar wunderbar und warm. Der Meister aber äußerte später beim Mittagsmahl zu Frau und Tochter: Der Junker Reinhart sei ein gar liebenswürdiger, feiner Mensch, nur sei es schade, daß sein Ruf gar so übel —. Die adelige Sippe tue eben selten gut, das sei ein altbekanntes Ding.

Seit diesem Tage kam Reinhart öfters in die Werkstatt des Meisters, der Vollendung seiner Kette harrend, die gar zierlich und prächtig wurde. Er bezahlte sie pünktlich mit vollwichtigen Lilientalern, später brachte er ein altes, silbernes Trinkgeschirr zur Erneuerung, das hatte sich von Vater auf Sohn vererbt und war so prächtig geformt, daß der Meister des Staunens kein Ende fand. Als Reinhart nun einmal um die Nachmittagsstunde wieder zur Werkstatt kam, war selbige geschlossen, und Lenchen ließ ihm durch die alte Magd sagen, der Meister und die Frau Mutter seien über Land gegangen, kämen erst spät abends wieder; doch als er das Haus verlassen wollte, da fiel in den dunklen Gang helles Sonnenlicht, und in dem Garten an der blühenden, schattigen Laube stand Schön-Lenchen, das blumengeschmückte Köpfchen auf die Brust gesenkt, einen überwachsenden Zweig zerknickend und verblätternd ... sie verblieb auch so, als Reinhart sie mit bebender Stimme anredete, sie entzog ihm selbst ihre Hand nicht, als er sie mit brennenden Lippen streifte — sie plauderten von allerlei Dingen, ernsthaft und heiter, zuletzt in der schattigen Laube, wo die blütenschweren Ranken im

Winde schaukelten und dufteten, recht wie zwei glückliche, sorglose Kinder. Seit jenem Tage aber betrat Reinhart nicht mehr die Torfahrt zur Werkstatt, sondern harrte, bis hinter wildem Wein und üppigen Schlingpflanzen ein verborgen Pförtlein geöffnet wurde und eine weiche, warme Hand ihn zur Laube zog. Durch den Garten ging der Abendwind, der Mond tauchte hinter den Giebeln des alten, grauen Hauses empor, und die dunklen Bäume rauschten von einem Märchen, das ewig alt, ewig neu ist und das da handelt von zwei jungen Herzen, die sich gefunden haben, die sich nicht lassen können, und die sich lieben müssen mit tausend Schmerzen, von ganzer Seele, auf immerdar. —

Ist ein Traum noch so schön, ihm muß ein Erwachen folgen. Für Reinhart kam es zuerst, unerbittlich und grausam. Ein Lehnsmann des Vaters brachte arge Mär — der Ritter sei beim Jagen auf den Tod gestürzt und verlange nach dem Sohne, es gelte zu reiten ohne Verzug. Reinhart mußte sich rüsten zur Fahrt nach dem Thüringer Land, und Lenchen ging blaß, mit verweinten Augen umher. Dann kam der Abschied, schwer und tränenvoll. Als aber Reinhart auf seinem lichtbraunen Roß an der Werkstatt vorbeiritt und der Meister, der von dem Unglück gehört, teilnehmend die Hand herüberbot, ward dem Scheidenden doch tröstlich zu Sinne, denn auf seinem trüben Wege leuchtete ein Verheißungsstern, das war der Schwur, den Schön-Lenchen getan, daß sie in Treuen seiner gedenken und die seine bleiben wolle in Not und Tod, im Leben und im Sterben.

Der Meister Goldschmied sprach aber tags darauf: „Der Junker dauert mich schier, denn er schien schwer Leid zu tragen um seinen Vater. Brav von ihm, denn du sollst Vater und Mutter ehren, spricht der Herr, und wer dessen vergißt, dem wird es auf Erden nicht wohlergehen. Der Junker ist überhaupt nicht so schlimm von Wesen, aber adelig Blut tut nun einmal nicht gut, kennt keine Arbeit, keine Frömmigkeit, keinen Frieden, und der Herr hat's gezeichnet."

Zu der Mutter sagte er nach einigen Tagen: „Lenchen gefällt mir nicht mehr — sie geht herum wie ein Schatten und ist nicht mehr fröhlich wie sonst. Nun, sie ist am Ende im Alter, wo eine Puppe oder ein paar Blumen nicht mehr die Glückseligkeit ausmachen können, und wo das Herz etwas Besseres verlangt. Meinst du nicht auch, Mutter?"

Zur Zeit, da er diese Worte sprach, stand der Reinhart unter den dunklen Tannen des Schwarzwaldes und schaute zurück in das lachende, weite Rheintal. Die Abendsonne sank hinter dem dunklen Wasgau, der Münster von Straßburg ragte wie eine feine Nadel aus der Ebene. Da ward ein Sturm in Reinharts Brust, weil seine Augen die Erdenstätte sahen, die ihm so teuer. Er gedachte Schön-Lenchens letzter Worte, breitete die Arme aus und sandte mit dem letzten Sonnenstrahle ein Grüßen hinüber an die, die er liebte mit tausend Schmerzen, von ganzer Seele, auf immerdar, und die ihm geschworen hatte, treu zu bleiben in Not und Tod, im Leben und im Sterben.

Etwa drei Monate später zogen zwei Reiter den Weg, der vom Rhein gen Straßburg führt. Der eine von ihnen ritt ein lichtbraunes Roß, trug im Schild ein fürnehm Wappen, als Helmzier eine blaßblaue Schleife; der andere mochte ein Knappe sein, er war weidlich bewehrt, wie es damals auf Reisen die Sorge für Gut und Leben forderte.

Es war Herbst; der Hochwald stand im bunten Kleide, und einzelne welke Blätter fielen vom Winde. Es dämmerte schon, als die Reiter das Tor erreicht hatten. Dort stieg der eine vom Rosse und gab es dem Knappen, entledigte sich auch der Rüstung, als sei sie ihm zu schwer, dann schritt er durch die Straßen, so eilig, daß ihm die Leute schier verwundert nachsahen. Aus einer Quergasse scholl Singen und Gelächter — da stand der Wanderer still und drückte sich an ein Haus, als fürchtete er, gesehen zu werden. Doch einer der Fröhlichen wandte sich um, von dessen Lippen es tönte: „Bei Gottes Rock, das ist ja der Reinhart“, und dessen Hand die seine ergriff und warm schüttelte. Nicht so bald war der Ruf erklungen, als Reinhart auch umringt war; Ausrufe, Fragen ertönten, sie bestürmten ihn schier, und ehe er sich weigern konnte, zogen sie ihn in eine Herberge, die nahe lag und ihres guten Weines halber weitaus bekannt war. Reinhart mußte ihnen folgen, er konnte es nicht hindern, weil sie gar so herzlich taten. So saß er denn bald am eichenen Tisch im wohlbekannten Saal, vor sich den Becher mit rotem Wein, um sich herum die Genossen, die vergessen zu haben schienen, daß er ihnen

längst entfremdet und sie seither gemieden. Da ging es an ein Fragen, daß es kein Ende zu haben schien, die Becher füllten sich und wurden in lärmendem Jubel stets aufs neue geleert. Dem Reinhart aber dünkte es, als sei die Lust eine künstliche; der Boden brannte unter seinen Füßen. Stand daher bald auf und entschuldigte sich, er sei müde von der Reise und habe noch einen dringenden Gang zu tun. Befremdlich war es ihm, daß auf seine Rede etliche der Genossen den Saal verließen, die übrigen aber still wurden und schier befangen in ihre Becher starrten. Unter diesen war einer, den hatte der Reinhart einst liebgehabt vor allen, der zog ihn auf den Stuhl zurück, schlang den Arm um seinen Nacken und sprach: „Reinhart, wir wissen, wohin du gehen willst — wir bitten dich aber herzlich, den Gang zu unterlassen — morgen, wenn du gerastet hast, sollst du hören, warum ..."

Ein anderer aber, der schon berauscht war, hob den Becher und sprach: „Trink, Reinhart, der Wein heilt alle Sorgen" — dann hub er an laut zu singen:

> „Dein Lieben war kein Edelstein,
> Kein echter Stahl, kein gutes Gold;
> Des kauft man in der Gassen ein,
> So viel man immer nur gewollt ..."

Reinhart stieß das Glas zurück und sah den Sprecher mit großen, verwunderten Augen an; er fand keine Worte zur Gegenfrage.

„Reinhart," fragte jener, „du wolltest zu Meister Goldschmieds Töchterlein, ist's nicht so?"

Ein Nebel legte sich vor Reinharts Augen. „Und wenn dem so wäre?“ sagte er tonlos.

Jener schlang fester den Arm um ihn. „Das geht nicht, armer Freund,“ sagte er, „du kannst es nimmer tun — in sechs Wochen heiratet Schön-Lenchen den reichen Kaufherrn aus Basel — die Sache ist im reinen, nichts daran zu ändern ... du weißt, die Eltern ... deine Abwesenheit ... ein schwaches, fügsames Kind ...“

Reinhart hörte ihn nicht mehr, er war totenblaß, und die Hand, die er auf den Tisch gelegt hatte, zitterte so, daß die Gläser klirrten.

„Höre, du,“ sagte er, „wenn du gelogen hast, töte ich dich.“

Dann sprang er auf und stürzte zur Tür; er taumelte, stieß an die Stühle und Tische, so da standen, keiner wagte ihm zu folgen. Der Berauschte jedoch hob den Kopf vom Tische und lallte gläsernen Auges: „Bruder, Herzbruder, trink — der Wein heilt alle Sorgen ...“

Die Nachtluft schlug Reinhart ins Gesicht, er eilte durch die Gassen wie ein gehetztes Wild, er verlief sich, kehrte wieder um und wankte dann auf dem richtigen Wege weiter. Zuweilen war ihm, als schösse all sein Blut nach Herz und Haupt — er mußte stehen bleiben und an einer Ecke, auf einem Mauerstein ruhen, dann riß es ihn wieder auf und trieb ihn vorwärts. Der Mond war aufgegangen, aber der Wind jagte dunkle Wolken darüber, so daß nur zeitweilig eine Helle durchbrach; wenn das war, sah Reinhart den eigenen Schatten schwarz und schier schauerlich vorüberfliegen. Die Giebel

des Hauses vom Meister Goldschmied waren silbern übergossen, die meisten Fenster erleuchtet ... vor der Tür standen etliche Gesellen, die scherzten mit den Mägden, so vom Brunnen zurückkehrten. Reinhart achtete ihrer nicht — er bog in das Quergäßchen ein, das an der Gartenmauer entlang führte, er tastete an der geheimen Pforte und fand sie verschlossen; dann ward er plötzlich ruhig, denn er hörte im Garten sprechen und erkannte Schön-Lenchens Stimme.

Es war nur ein Zufall, daß sie im Garten weilte. Ihr Verlobter, der reiche Seidenhändler, wollte just zum Zunftfest und hatte sie gar sittsam gebeten, ihm noch ein Sträußlein zu pflücken, auf daß er für den Abend ein Gedenken von ihr habe. Sie hatte es geweigert, denn ihr schauerte stets in den Garten, der so viel vom Reinhart sprach, aber der Vater hatte befehlend mit den Augen gewinkt, und da gab es keine Widerrede. So hatte sie einige Blumen gebrochen, müde und lässig einen Strauß formend, während der Verlobte neben ihr stand und just sagte, daß ihre Augen schöner seien als die Sterne und ihr Mund lieblicher und frischer als die Knospe der Granatblüte ...

Ein Schatten fiel über den mondhellen Garten, an der Ringmauer schwebte der Reinhart, im dunklen Mantel, den Stoßdegen im Arm. Er stand plötzlich auf dem Kieswege wie eine Erscheinung, unbeweglich und starr. Der Kaufherr war regungslos vor Schreck, ein Hilferuf erstarb ihm auf den Lippen. Schön-Lenchen war auf die Knie gesunken, das Antlitz in den Händen, totenbleich.

„So ist es denn wahr," sagte Reinhart mit tonloser Stimme, ... „noch kann ich's nicht fassen und tragen. ... Zittere nicht, Krämer," fügte er hochaufgerichtet hinzu, „meine Klinge nimmt nur ritterlich Blut, du hast nichts zu fürchten"; dann schwieg er, wie um Kraft zu gewinnen. „Ihr dürft nicht falsch denken ob meines Erscheinens," sagte er dann, „Eure Braut ist rein wie der Schnee, sie trifft kein Vorwurf — das bei meinem Ritterwort. Ich bitte Euch aber," fuhr er fort und seine Stimme wurde weich, „ich bitte Euch, Ihr wollet mir eine Gunst erweisen — erlaubt, daß ich ungestört sprechen möge mit Eurer Braut, Ihr sollt gern allhier verharren und wachen, daß ihr kein Leids geschehe. Eine letzte Bitte, Lenchen, die allerletzte, ... folge mir noch einmal zur Laube, die all mein Glück beschattet hat, dann will ich gern gehen, will von dir lassen auf immerdar."

Sie schritt vor ihm her, wankenden Ganges, schier wie ein wandelndes Bildnis ...

Was jene beiden Menschenherzen in den kurzen Augenblicken einander gesagt, wie sie gekämpft haben und gerungen in unendlicher Qual, das weiß nur der, der alles Weh erschauen kann, was hienieden in der Menschenbrust wogt und stürmt. Schluchzen, wahnsinnige, wilde Worte, leidenschaftliche, süße Liebesnamen, tiefe, lautlose Stille. —

Dann traten sie heraus, Schön-Lenchens Gesicht verstört, doch kalt, der Reinhart mit irren Augen und keuchender Brust. Sie schritten zu jener Pforte, deren Schwelle so oft Reinharts Fuß berührt. Da stürzte

Reinhart noch einmal zu Lenchens Füßen und schrie laut auf vor Schmerz: „Helene, ich kann dich nicht lassen — Helene, warum brachst du so junge Treue?"

Sie stand einen Augenblick regungslos, die Augen dunkel und tränenleer. Ihre Stimme brach, als sie sagte: „Die Eltern wollten's so. Reinhart, fahr wohl."

Die dunkle Gestalt riß sich vom Boden und verschwand durch die Pforte; Lenchen breitete die Arme aus, dann griff sie nach der Brust und glitt besinnungslos in die Arme ihres Verlobten.

Es war Sturmnacht.

Der Reinhart aber war hinausgerannt vor die Tore, bis in den Wald, da hatte er sich niedergeworfen ins feuchte, hohe Gras.

Große, nie gestillte Klage des Erdalls, furchtbare Stimme der Empörung! Ewiges Lied vom Werden und Vergehen! Abschiedslieder — Hochzeitsklänge — das Alte geht, das Morsche bricht, jetzt naht der Tod — dann brausen Erlösungschöre, Frühlingsstimmen, dereinst kommt Auferstehung.

Vernichtetes, verzweifelndes Menschenherz, glaubst du daran, glaubst du nicht daran oder bist du zu schwach zum Glauben? Stürbest du gern übermüdet am Herzen der Natur, im Kampf und Wettertoben?

Und der Sturm schwieg. Durchs zerrissene Gewölk blickten ewige Sterne. Unterwerfung, Friede in der empörten Natur, keine Unterwerfung im zerschlagenen Menschenherzen, das trotzig bis zum Tode.

Landsknechte zogen auf der Straße gen Frankreich, sie sangen im Chor, der Wind trug den Endreim ihrer Weise hin zum Walde. Er lautete:

Kurzer Friede,
Langer Streit;
Hohe Liebe,
Tiefes Leid,
Volle Becher,
Lippen rot,
Wildes Leben,
Früher Tod.

Reinharts Augen leuchteten auf.

Wildes Leben, früher Tod! sprach er mit zuckenden Lippen — dann lachte er auf und ging nach der Herberge zu den Genossen.

Sechs Wochen später war der Herbst ganz gekommen — Regentage, kalter Nebel, rauhe Winde. Kurz nach dem Tage Allerseelen strömte zum Münster festliches Getriebe; Weihrauchwolken wallten, Orgelklänge brausten durch sein mächtiges Schiff, an dem Altar kniete Schön-Lenchen und reichte dem Kaufherrn von Basel die Hand, um die seine zu werden für Zeit und Ewigkeit. Die Gäste meinten zwar, die Braut habe unter ihrem kostbaren Spitzenschleier gar blaß ausgeschaut und das „Ja" habe ihr kaum von den Lippen gewollt, aber der Bräutigam schritt dafür um so festlicher einher, sprach auch das bindende Wort so laut und erbaulich, daß es weit durch die Kirche scholl. War im übrigen eine gar fürnehme Hochzeit und des Jubels kein Ende bis tief in

die Nacht. Andern Tags bezog das junge Paar ein neues Haus, das der Kaufherr gebaut und schier fürstlich eingerichtet hatte, denn er war nach Straßburg gezogen, um daselbst zu verbleiben und sein Geschäft fortzuführen.

Der Reinhart war bei der Hochzeit nicht erschienen, obschon es manche geglaubt und etliche gefürchtet hatten. Er war wieder der alte geworden, nur schier wilder und toller als früher. Da verbreitete sich kurz nach der Hochzeit das Gerücht, daß er einen welschen Edelmann, der ihn bei einem Gelage mit des Goldschmieds schönem Töchterlein gehöhnt, im Zweikampf erstochen habe und deswegen vom Rate aus Stadt und Land gewiesen sei. Er blieb verschollen und ward bald vergessen.

Wohl zwei Jahre mochten vergangen sein, da kamen über die Stadt schwere Kriegsnot und Sorgen. Wurden auch die Kirchen kaum leer von Frommen, denn je größer das Unglück, desto größer die Frömmigkeit. Im Münster predigte zuweilen ein Mönch, der durch Kraft und Begeisterung es verstand, in jener Zeit dergestalt auf Gott hinzuweisen, daß wohl kaum ein Herz arm an Frieden von ihm ging; pflegte auch im Beichtstuhl die Beladenen gar wundersam zu trösten, so daß des Zuspruchs zu ihm kein Ende war. So begab sich's eines Abends, daß er durch das Gitter eine schlanke Frauengestalt herantreten sah, die gar prächtig gekleidet und von zwei Dienerinnen geleitet war. Diese knieten entfernt nieder, sie aber näherte sich dem Beichtstuhl, beugte

die Knie und begann zu schluchzen, als solle ihr das Herz brechen; konnte auch kaum Worte finden, als der Mönch sie sanft ansprach und ermahnte, ihr Herz dem zu erschließen, der da ersieht das Verborgene in seiner tiefsten Tiefe und der keine Schuld kennt, die so groß wäre, daß sie nicht Vergebung finden könne.

„Ehrwürdiger Herr," murmelte die Bittende, „mich drückt schwere Schuld. Ich bin die Gattin eines reichen angesehenen Mannes, ich bin Mutter, und die Leute nennen mich glücklich. Ehe ich aber die Hand jenes Mannes nahm, liebte ich einen andern und schwur, die seine zu werden, schwur, ihm treu zu bleiben in alle Ewigkeit. Er liebte mich so tief — mir zuliebe hatte er seinen Sinn geändert, der gar wild und trotzig war. Er ging fort auf kurze Zeit. Da wiesen mir die Eltern, nicht wissend meiner Liebe, den reichen Mann zum Gemahl, den ich kaum kannte und nicht lieben konnte. Ich wagte nicht die Eltern zu erzürnen, ich war zu schwach, ihnen die Wahrheit zu gestehen ... mich verblendete endlich der Reichtum und künftiger Glanz, ich gab nach und brach im Herzen meinen Schwur ... Da trat der andere vor mich hin, bleich, ein Bild der Verzweiflung, ich aber stieß ihn von mir und hieß ihn gehen und ward des reichen Mannes Frau ..."

Sie barg das Haupt in die Hände und weinte bitterlich.

„Seit jener Zeit, ehrwürdiger Herr, flieht mich die Ruhe! Ich muß meinen Gemahl achten, denn er ist gütig, und ich fühle mich seiner doch unwert — selbst

das Mutterglück ist mir zum Fluche! O, gäbe es eine Buße, schwer genug, meine Schuld zu sühnen, wie gern wollte ich alles, alles tun, um wieder frei zu werden, um wieder einmal reinen Herzens zu Gott beten zu können."

„Meine Tochter," sprach der Mönch langsam und ernst, „deine Reue ist tief und die rechte Reue. Du darfst frei zu Gott beten, denn er ist ein Gott der Liebe und er verzeiht dir."

Die Tränen der Bittenden flossen stärker. „Dank, Dank, ehrwürdiger Herr, aber noch eins ist es, was schwer auf mir lastet: wird mir Gott je vergeben können, daß ich den, der mich so geliebt, hinausstieß in Verzweiflung und Elend? Er wurde gut, und das um meinetwillen — da raubte ich ihm den letzten Halt, nahm ihm den letzten Glauben, da sank er hinab und ward wieder, was er einst gewesen ... O, ehrwürdiger Vater, wenn Gott mir verziehen hätte, so wären die tausend Gebete, die ich für Reinhart gesprochen, die tausend, tausend Tränen, die ich um ihn geweint, erhört und er wäre gerettet!"

„Ich habe viel erfahren," sprach der Mönch, und seine Stimme zitterte leise — „so auch weiß ich, daß ein Herz, daß einmal rein geliebt, nie ganz verloren gehen kann. Wohl bäumt es sich auf vor kaum ertragbarem Weh und lästert, wenn es sich verraten sah, selbst Gott in schwachen Stunden, allein sein guter Engel läßt nicht von ihm, zieht es langsam empor zu Gott, und nach dem Kampf kommt ewiger Friede ..."

Die bleiche Gestalt hob die Augen mit unaussprechlichem Dankesblick zum Himmel.

„Gerettet!" flüsterte sie … „barmherziger Gott, so laß deinen Segen bei ihm weilen immerdar."

Sie betete einen Augenblick stumm — dann neigte sie noch einmal das Haupt zum Gitter.

„Ich gehe, ehrwürdiger Herr," sagte sie, „und danke Euch inbrünstig für den Trost, den Ihr mir gespendet. Eins freilich fehlt mir, sonst könnte ich wohl noch glücklich werden: das ist seine Vergebung. Die werde ich aber nimmer finden, und das soll eine herbe Sühne bleiben für meine so große, schwere Schuld! …"

Ein unvergleichlicher Schimmer flog über die Züge des Mönches — er schlug die Kutte zurück, daß sein bleiches Gesicht ganz frei ward.

„Zieh hin, Helene," sprach er, „dir ist vergeben."

Vergilbte Chronik berichtet, daß der Mönch Reinhart, ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und frommen Sinn, Abt geworden in einem Kloster, so auf hohem Berge am Ufer des Bodensees stand. Lebte allda zurückgezogen, aber hochgeliebt und geehrt von jedermann. Vornehmlich war es die Schriftkunde, der er in strenger Tätigkeit oblag; manches Werk hat er deutsch gewendet, manches selbst verfaßt und niedergeschrieben. Nicht immer waren es ernste gelehrte Dinge — zuweilen brach ein Lied aus seines Herzens Tiefe, das haben dann fahrende Schüler und irrendes Volk fortgesungen bis auf den heutigen Tag. Später trieb ihn die Sehn-

sucht hinweg aus seinem Kloster gen Straßburg, da wurde er denn am Abend seines Lebens Kardinal und ein hohes Licht der Kirche. Nach seinem Tode stellte man, wie er es gewollt, sein Bild in Stein geformt auf dem Münsterturm auf, damit er schauen möge für alle Zeit hinab auf jene Stadt, wo Schön-Lenchen gewohnt, die er so sehr geliebt.

Das ist die Geschichte vom steinernen Bildnis auf dem Münster zu Straßburg.

Vom Könige, der sich totgelacht hat



Vor langer Zeit lebte ein Edelmann mit seiner Frau in einem großen halb verfallenen Schlosse. Er war nicht reich, dafür aber glücklich, denn er sagte oft, daß mit seinem Weibe ein Stück Himmelreich ins Haus gekommen sein müsse. Das währte etliche Jahre, da aber kein Glück Bestand hat, so kam eine Zeit, wo der Ritter meistens brummig und Frau Gertrud häufig traurig war. Trotz aller Bitten schien nämlich der Himmel nicht gewillt, dem Paare einen Erben zu verleihen, und da der Ritter seines Stammes und Namens Letzter war, erzürnte ihn dies Mißgeschick so sehr, daß er eines Morgens sein Roß satteln ließ und seiner Gattin erklärte, er wolle ein wenig in die Welt reiten. Fürs erste sei er gesonnen, sich einmal Welschland anzusehen, worüber er bereits viel Lobenswertes vernommen; alsdann sei es nicht unmöglich, daß er gen Palästina führe, um auch für seine Person die Heidenhunde mit ein paar tüchtigen Schwerthieben zu erfreuen. Hierbei bemerkte er, daß er schon seit langem ein Zucken und Ziehen im Arme verspürt habe, und daß es ihm zu inniger Befriedigung gereichen würde, mal so recht tüchtig drauflosschlagen zu können. Er überlasse sie, seine Gemahlin, dem Schutze Gottes, welcher der allersicherste sei, und bäte sie im übrigen, sich nicht allzusehr grämen zu wollen. Nachdem er diese Rede gehalten, nahm er, unbekümmert um Frau Gertruds Tränen, einen kräftigen Imbiß, und pfiff dabei eine

Weise in den Bart, von der zu klagen ist, daß sie nicht, behufs Anwendung bei ähnlichen Fällen, der Nachwelt erhalten geblieben.

Frau Gertrud verblieb traurig und in großem Alleinsein. Um letzteres zu verkürzen, betete sie so fleißig, daß der Himmel endlich ein Einsehen hatte. Kaum wenige Monde waren über des Ritters Abreise vergangen, als Veit, der Schaffner, Befehl erhielt, das dritte und letzte Pferd zu rüsten, um den Herrn in Welschland zu suchen. Ihm mitgegeben wurde ein Brieflein, wohlversiegelt und in Siglât gehüllt, denn nimmer hätte es sich geziemt, so feine Kunde durch groben Mund vermelden zu lassen.

Der Knappe ritt frohen Mutes fürbaß, auch er war im Grunde nicht böse darüber, einmal gen Welschland zu fahren. Als er kaum die Grenze überschritten und die nächste Stadt erreicht hatte, fand er bereits seinen Herrn, dem es allda dermaßen wohlgefallen, daß er an keine Weiterreise gedacht. Von den hundert mitgenommenen Goldgülden war freilich nicht mehr sonderlich viel vorhanden; der provençalische Wein sowie ein äußerst courtoises Spiel, Lansquenet genannt, hatten ein Erkleckliches davon hinweggeschwemmt. Dafür zierte den Ritter, welcher das bewußte Zucken in seinem Arme wohl nicht sattsam zu beherrschen vermocht, eine schöne Hiebwunde, welche an einem Ohr einsetzte und in der Nähe des Kinnbartes sanft verlief.

Als der Knappe in das Gelaß seines Herrn trat, lag dieser noch in festem Schlafe, obwohl es heller Tag war. Er erkannte seinen Getreuen fürs erste nicht und be-

klagte sich nur über schweres Kopfweh; als er aber nach einigen Schwierigkeiten den Brief glücklich entziffert hatte, machte ihn das Bewußtsein seines Glückes völlig munter. Er eilte sogleich hinab und kaufte eine Mailänder Halskette mit zierlich durchbrochenen Ringen; als er gen Abend zum Tor hinausritt, fügte er, als vorsichtiger Ehemann, der sich eines guten Empfanges sichern will, noch etliche Ellen Lugduner Seide hinzu.

Zur Ehre des Ritters sei gesagt, daß er den kürzesten Weg einschlug, und so kam es, daß er nach zweien Wochen sein Schloß begrüßte. Vor der Pforte stieg er leise vom Pferde, nahm Kette und Stoff sorgsam zur Hand und schlich die Treppe hinauf. Er war aber doch nicht heimlich genug gewesen, denn auf der obersten Stufe stand schon Dame Gertrud und hielt ihm einen prächtigen Knaben entgegen, der sich sofort in den Bart des Ritters derartig einkrallte, daß dieser die Augen zukniff. Als er sie wieder auftat, standen sie voller Tränen, und Frau Gertrud, tief gerührt, langte nach ihrem Tüchlein und trocknete ihrem Gemahl die Wange, und alles war voller Freude, Friede und Glückseligkeit.

Nun mußte das Kind getauft werden, und erhielt den wackeren Namen Sigo. Die Handlung wurde von einem Klausner vollzogen, welcher unweit des Schlosses in einer Höhle wohnte und meistens schlief, wodurch er in Geruch der Heiligkeit geraten war. Nachdem der fromme Vater einige Gaben sowie Wein und Speise eingesammelt hatte, begab er sich eilig zur Höhle zurück; die Gäste aber setzten sich zum Festmahle, bei welchem

die glückliche Heimkehr des Vaters fast ebenso gefeiert wurde, wie die endlich eingetroffene Geburt des künftigen Herrn und Erben.

Es gab damals noch Feen, und es war Sitte, dieselben bei Familienfesten und sonstigen feierlichen Gelegenheiten einzuladen. Frau Gertrud kannte deren drei; zwei davon waren gute Feen, die dritte jedoch besaß einige wenig angenehme Charaktereigenschaften, um derentwillen man es verabsäumt, sie von dem Feste in Kenntnis zu setzen. Aber, als nach aufgehobener Tafel, die beiden anwesenden Huldinnen sich über das Kind gebeugt und ihm, durch die Freude des Festes wohlgestimmt, höhere und reichere Lose als sonst wohl üblich war, verheißen hatten, erschien, ohne sich anmelden zu lassen, die ungebetene Fee und näherte sich nach kurzer, spöttischer Verbeugung der Wiege.

„Ihr, meine Schwestern," sprach sie, „habt diesem Kinde so viel Glanz und Herrlichkeit zugewendet, daß mir beim besten Willen keine Gabe mehr übrigbliebe. Ich bin ja auch nicht einmal darum ersucht worden. Dies ist mir nun zwar ganz gleich — dennoch halte ich es für angemessen, eurer verschwenderischen Güte ein kleines Gegengewicht zu schaffen. Hört mich an," fuhr sie fort, indem sie die Hand über den kleinen Blondkopf ausstreckte — „mögen eure Verheißungen sich an ihm erfüllen so hoch, so glänzend, wie ihr es gewollt — ich sage ihm: ‚er soll in seinem Leben nur dreimal lachen.' Das ist meine Gabe. Schwestern, hochedle Frau Mutter, und Ihr, Herr Ritter, lebt wohl."

Sie wandte sich zum Gehen, indem sie die Schleppe ihres schwefelblauen Kleides mit dem Füßchen heftig zurückwarf, was bei ihr ein Zeichen von ungewöhnlich schlimmer Laune war. Das Fest verlor durch den Zwischenfall merklich an Fröhlichkeit, und der Ritter, der den ganzen Hergang eigentlich nicht recht verstanden hatte, schenkte sich einen neuen Humpen voll, stieß seinen Nachbar, einen alten mürrischen Baron, in die Seite, und murmelte mit einem scheuen Seitenblicke: „Du bist zwar nie aus deiner Höhle herausgekommen, alter Bär, aber das kannst du mir glauben — die Frauen in Welschland sind besser als all diese deutschen Feen ... viel lustiger, viel courtoiser."

Das Kind wuchs indessen heran, man merkte jedoch bald, daß die Prophezeiung der Fee bitteren Ernst enthalten; kein Tändeln, kein Spielzeug vermochten ihm ein Lächeln abzulocken. Dafür weinte der Knabe fast niemals, sondern sah mit sinnigen Augen freundlich in die Welt. Als er älter wurde, setzte ihn der Vater zu Roß und unterwies ihn in allen ritterlichen Künsten; er erlangte darin so hohe Gewandtheit und Kraft, daß der Schirmherr des Landes ihn zeitig zum Ritter schlug. Kaum hatte er die goldnen Sporen, so legten sich Frau Gertrud und ihr Gemahl mit Ruhe und großer Übereinstimmung zum Sterben. Beide gaben dem Sohne noch viel gute Ermahnungen, und Frau Gertrud unterließ nicht, besonders anzuempfehlen, daß zum Trauermahle ja nicht das beste Leinenzeug genommen werden solle; auch wäre es allzu schade, die schönen Walnüsse,

die sie über Herbst mit der Schaffnerin eingelegt, jetzt schon anzurühren. Darauf starb sie, und ihr Eheherr gab ihr zur selben Stunde ritterlich Geleit. Die Trauerrede sollte vom heiligen Klausner gehalten werden; der fromme Mann hatte jedoch inzwischen an Umfang des Leibes so viel Segen erfahren, daß er seine Höhle nicht mehr zu verlassen vermochte. Frau Gertrud nebst dem Ritter gingen also still zur Erde; beide deckte ein Stein mit Wappenschild und frommen Sprüchlein, schlicht und bieder, wie der Sinn der Schläfer gewesen, die darunter lagen und fröhlicher Urständ entgegenharrten.

Sigo betrauerte den Verlust der Eltern tief; er stand nun allein auf der Welt und empfand dies sehr bitter. Zudem war es Winterszeit, die Föhren krachten unter schwerer Schneelast, und es kamen endlose Nächte, in denen der Nordsturm tobend über das verödete Schloß hinwegbrauste. Nur langsam wurde es linder; endlich tropfte es von den Zinnen, die Sonne lachte nieder, und alle Bäche stürzten schwellend, eisbefreit, talabwärts. Auch Sigos starrer Kummer löste sich; eines Tages merkte er, daß es Frühling geworden, und daß kein Leid ewige Dauer habe. Er war damals jung, hochgewachsen und krafterfüllt; sein Auge war schön, trotzig und gut zugleich. Er tat niemandem etwas zuleide und ließ einen jeden schalten nach Belieben. Seine Hörigen priesen ihn daher, und pflügten sich vom Herrenacker so viel ab, als ihnen angemessen und genehm erschien.

Es war für Sigo eine Zeit der Stille. Tagelang lag er im Walde und hörte die Bäche laufen, die Bäume

im Winde sausen; er fühlte sich glücklich und doch im Grunde traurig, bald matt zum Sterben, bald wieder überquellend von Jugend und Kraft. Dann überkam ihn die Lust nach Kampf, nach Wagnis; dem wilden Wisent bot er Jagd durch Sumpf und Rohrwildnis, durch Rinnsal und Schluchten, über braunes Heidekraut und schieferiges Felsgeröll. Hoch oben auf schroffem Grate stellte sich das Tier zu grimmem Kampfe, er aber erschlug es, riß ihm das Herz aus den zuckenden Flanken und warf es in den Abgrund, hell hinterdrein rufend. Dann schwieg er plötzlich, tiefatmend. Die Luft der Höhen war so weich und frisch, die jungen Birken dufteten herb im Sonnenscheine, er warf sich lang hin in das Gras und fühlte sich endlos unglücklich.

Eines Morgens wanderte er sinnend durch den Wald. Die Vögel sangen in den Zweigen, es lockte ihn ins blühende Land hinauszugehen, den Bergen entgegen, die blau und unbekannt herüberwinkten. So ging er weiter, immer weiter, bis er gegen Abend an eine Wiese kam, auf der die Blumen im Winde nickten. Dort ließ er sich nieder, um vom Wege zu rasten, doch konnte er die Ruhe nicht finden. Ein heftiges Sehnen überkam ihn, er streckte die Arme den Blumen entgegen, die sich in purpurfarbigen Wogen an sein Herz drängten, er vergrub die Stirne darin und küßte sie unbewußt mit heißen Lippen, küßte sie fast zu Tode. Schwere, brennende Tränen schossen ihm zu Auge ... was ist's, stammelte er, das mich so unglücklich macht ... was fehlt

mir nur, mein Gott, daß ich nicht Frieden finde auf deiner schönen, schönen Erde?

Ein starker Wind kam vom Walde her, es war ein Sommerwind, satt von Buchenduft und Quellgeriesel. Nun neigten sich die Gräser viel tiefer, ein kühles Wehen kam mit Macht gezogen, in das hinein fiel plötzlich eine laute goldklare Stimme, blitzhell, überraschend. Auf überhangendem Felsen stand ein Mädchen in silbergrauem Gewande, ihr braunes Haar hob sich im Winde, sie hatte die Hände auf die Stirn gepreßt und sang mit blühenden Lippen ins Abendrot hinein.

Schon war Sigo neben ihr; sie sahen sich an, einen einzigen bangsüßen Augenblick, dann hatte er ihre Hand erfaßt. Sie standen auf der Höhe, stumm, schauernd im letzten Sonnenstrahle. „Wer bist du?" fragte er leise.

„Ich bin Walla," sprach sie, „des Gauwarts von Bissingen Kind. Willst du mich heimgeleiten, soll es mir recht sein."

Er gab sie zögernd frei; seine Augen lagen fest auf der süßen Gestalt, sie aber hatte die ihren tief gesenkt. So gingen sie traumbefangen über die blühende Heide, langsam, fern der Welt. —

Danach verging eine kurze Zeit. Es war ganz Sommer und auf den Feldern blühte der Klee, da ritt einer gen Bissingen zum ersten Stelldichein, das Herz voll Wonne und unbeschreiblicher Bangnis. An Wällen und dunklen Hecken entlang leitete er das Tier, dann gab er's frei, daß es wohlig schnaubend hineinwatete in ein mond-

blaues Bohnenfeld. Er selbst doch tastete zum Wallgärtlein und stand lange am Zaune, klopfenden Herzens lauschend, schier wie ein Dieb ... vermeinte auch endlich ein Lachen von drinnen zu hören, spöttisch und süß wie der Ruf der Weindrossel ... Da faßte er sich endlich ein Herz und übersprang die trennende Hecke. Nun stand er in einem dunklen, schwül duftenden Grunde, durch welchen Leuchtkäfer zogen und Nachtigallen klagten; einen Schritt tat er vorwärts, da fing ihn wucherndes Gezweige in zähen Maschen; ungestüm wollte er das Wirrsal durchbrechen, doch hakten seine Sporen im Geranke wilder Rosen — er fiel auf die Knie, ärgerlich, verlegen, ein blöder unbeholfener Ritter. Nachtkäfer surrten ihm ins Gesicht, Nesseln stachen ihn, und die Grillen umher zirpten ein spöttisch Liedlein zu seinem ersten Stelldichein ...

Über seine Augen legten sich blitzschnell zwei schmale Hände, daß er den heißen Druck bis in Hirn und Herz empfand. „Du bist der Neckelf!" rief er entsetzt, indem er jäh emporfuhr und mit der Linken das Kreuz schlug.

Die Elfenhände glitten nieder und an seinem Herzen lag W a l l a , die ganz ausgelassen lachte. Und da warf plötzlich Sigo das Haupt zurück und lachte mit ihr, lachte zum e r s t e n M a l e in seinem Leben, so herzlich und mit so blendenden Zähnen, so voller Jugend und Glückseligkeit ... Ihr süßes Köpfchen lag an seiner Brust und wiegte sich darauf halb schmollend, halb fröhlich.

„Ich liebe dich," sprach sie endlich, „und werde dir treu sein in Ewigkeit."

Sie schlug die Arme um ihn und küßte ihn auf den Mund. Da verscholl sein Lachen wie etwas noch nie Gehörtes — es ward stille umher, nur von ferne riefen die Frösche im Teich und ein plötzlicher Windstoß in den Tannen, weit, weit drüben.

* * *

„Frauenliebe ist fahrend' Hab',
Heute lieb, morgen schabab!"

summte Veit der Schaffner, indessen er den Rost von Sigos Jagdspeer rieb. Die Spätnachmittagssonne schien freundlich ins Gelaß, und er saß und sang und rieb und schärfte, daß die Funken flogen — plötzlich traf ihn ein Zugwind durchs Jagdkoller unsanft in die Seite; als er sich umwandte, stand, eine Hucke voll Enzian auf dem Rücken, ein krummes, uralt Weiblein in der Tür.

Veit, der sehr abergläubisch war, äußerte sein unverhohlenes Mißvergnügen. „Was will die Hexe", herrschte er nicht eben freundlich.

Das Weiblein tat den zahnlosen Mund so weit auf, daß der Schaffner vermeinte, neuen Zugwind zu spüren und das Fenster mit den bleigefaßten Scheiben grimmig zustieß.

„Ein schönes Liedlein, das Ihr eben sanget," sagte die Alte, indem ein schlau verwittert Lächeln ihr Gesicht verzerrte, „doch scheint mir's, als sei's hier nicht just geheuer zu plaudern. Ein Brieflein bring' ich von einem schönen Fräulein für Euren jungen Herrn ... ihm selbst sollte ich's abgeben, doch liegen am Tore zwei Rüden, die schier so freundlich schauen, wie Ihr es tut — drum

schlich ich durchs Seitenpförtlein und statte Euch Botschaft. Bringt sie dem Ritter ohne Säumen und fein säuberlich."

Sigo war, wie gesagt, gütig zum Gesinde, deshalb ermangelte der Schaffner nicht, das Brieflein zu eröffnen, um seinem Herrn zu jähe Neuigkeit zu ersparen. Es fand sich aber, daß selbiges französische Lettern barg, welcher Umstand nicht dazu beitrug, des Schaffners Laune zu verbessern.

„Der Herr will nun einmal," sagte er, „daß jeglich Bettelvolk im Schlosse gespeist werde. Schert Euch drum zur Schaffnerin, und möge Euch der Satan das Mahl siebenmal salzen."

Er begab sich langsam treppauf zu Sigos Gemach. Der Ritter saß am Fenster und sah gen Bissingen; ein gähnender Brackhund rieb sich an seinem Knie; auf dem Eichentische lagen zwei frische Rosen, so schön, wie sie nicht im Schloßgärtlein blühten.

„Weibermär", sprach Veit, die Botschaft nicht eben sanft aus den Händen lassend.

Er schritt durch die zerfallenen Gänge zum Gelasse zurück; plötzlich aber wuchtete die Schloßtür aus ihren Angeln, der Sommerwind stieß wirbelnd durchs Stiegengelaß, die bleigefaßten Scheiben streuend umherschmetternd — ein anderes Tönen, einer wilden, unnatürlichen Lache gleich, machte das Blut ihm gerinnen. Die Treppen hinab stürzte Sigo, verzerrten Antlitzes, aus seinem jungen Munde zum zweiten Male lachend. „Verrat," schrie er den bestürzten Knechten entgegen, „Ver-

rat! Euer Herr gewogen auf zwei Handvoll Goldes, verraten um einen Krämer! Belogen, verspottet — ist's nicht lustig? Her mit den Rossen, und die Streitsättel drauf und zur Hochzeit nach Bissingen ... lacht mit mir, ihr Hunde", herrschte er den Knechten zu, welche entsetzt, das Kreuz schlagend, entflohen ... einen Sporenstoß dem aufröchelnden Pferde und fort über den hallenden Hof, über die morsche Zugbrücke hinweg auf stöhnendem, blutendem Tiere, klappernd über die Steine, drunter Vater und Mutter schliefen — und dabei lachend, fortlachend so wild und so grausig, daß das Schloß erbebte, die Risse sich öffneten, die Mauern krachten und die stürzenden Giebel einen Trümmerberg häuften, über den der Nordsturm das Lachen hinwegführte, bis es erstarb wie der Hilferuf eines Gewürgten über dem Schutte und in den Sümpfen drüben.

* * *

Als Sigo dies Lachen ausgeweint, erwachte er graubraunen Haares und gefurchter Stirn. Fremder Kriegsfehde den Arm leihend, zog er von Land zu Land mit Lanzknechten und selbstgeworbenem Volke. Er ritt stillen Antlitzes vor seinen bunten Heerzügen und schonte des Lebens nicht. Er entschied eine Schlacht, leitete eine andere, warf Armeen auf Armeen, und da das Leben dem hold ist, der es verachtet, vernichtete er Völker und wurde endlich König. Da saß er auf einem großen Thron, eine schöne goldene Krone zu Häupten, ihm zu Füßen der Narr und der Henker, welche beiden Hofbeamten er

sehr bevorzugte und vermöge deren er mit vielem Erfolg regierte.

Unweit der Grenze lag ein wüster Landstrich, reich nur an Dornen und fieberbrütenden Sümpfen. Diesen raubte König Sigo dem Nachbar, verlor und gewann ihn dreimal wieder in erbittertem Kampfe. Nachdem jedoch viele tausend Streiter des Sumpfes willen erschlagen waren, wurde letzterer dauernd behauptet, und alles pries froh und zufrieden den weisen König, dessen Ruhm groß ward in allen Landen.

Einst saß König Sigo müde auf seinem Throne. Er hatte bereits etliche Stunden regiert, auch griff ihn die Luft an, die wehmütig-weich ins Gelaß wehte. Es war ein seltsam Novemberwetter, Winde aus Süden hatten den Schnee vertrieben und noch einmal ein Grün, ein Spätgrün erweckt. König Sigo senkte halbträumend das kronenschwere Haupt zur Hand, als die Saaltür aufsprang und ein Weib auf der Schwelle stand, verschleiert und reglos. Der Zugwind wuchtete an ihrem Gewande und trug ihr jäh den Schleier vom Haupte. Es war ein süßes Gesicht, das in tiefer Erregung zum Könige sah.

„Entlaßt Eure Gesellen, Herr", bat sie leise, die Stirne neigend.

Sigo winkte den Schranzen, die sich gekrümmten Rückens entfernten; er betrachtete inzwischen betroffen des Mädchens hohe Gestalt, so schön in dem schwerseidenen Trauerkleide, ihre verweinten Augen, das lässig zurückgestrichene weiche Haar. Es stieg ihm ein Nach-

weh des verblühten Frühlings im Herzen auf, das zernichtet und so lange starr gewesen.

„Was sucht Ihr," begann er sanfter als je — „gefiel Euch mein schwarzes Roß, die Kette an meinem Halse oder ein sonstig Geschmeid? Sprecht ohne Furcht."

Sie warf mit einer knappen, prächtigen Bewegung das Haupt auf. „Ihr irrt, Herr König," sprach sie, indes ihr tränentrübes Auge erblitzte — „wie sprächet Ihr sonst also zu Eures Beraters und ersten Vasallen Kind?"

„Vergebt", sagte Sigo. „In der Tat, ich entsinne mich Euer, Fräulein; bei Sankt Hansens Fest war's, da Euer schönes Auge auf mir ruhte. Ich sah auch Euer Köpfchen sich wiegen im Ridewanz, doch schautet Ihr froher als heute, da man vermeinen muß, Ihr habt Tränen geweint. Kündet drum schnell, was Euch herführt. Wollt Ihr wen losbitten? Oder sandte Euch zu mir Euer Vater mit Gruß und Botschaft?"

Ein Schauer durchlief ihre schlanke Gestalt, in unendlicher Seelenangst barg sie das Haupt in den Händen. „Ich kann's nicht ändern," brach's von ihren Lippen — „es muß geschehen, und Gott sei mit mir."

Sie richtete sich auf, tränenlos, entschlossen. „Herr König," sprach sie mit fester Stimme, „Eure Härte, Euer starres Wesen haben Unwillen erregt unter den Großen. Wenn Ihr morgen zum Münster wolltet, riete ich Euch, lieber Andacht zu halten im Kämmerlein. Sie stünden sonst am Altare, dicht um Euch, die Schwerter leichtlich zu Händen ..."

Sigos Antlitz hatte längst wieder den alten harten Zug gewonnen; er sah zur Erde, indes seine Finger spielend den Rosenkranz entlang flogen, der am Griffe seiner Misericordia hing.

„Glaubt Ihr mir nicht, Herr," frug das Mädchen angsterfüllt, „daß Ihr also still bleibt und des Schweigens wahrt?"

„Ich glaub' Euch gern," sprach König Sigo, „denn Verrat ist ein liebes Wort dem Frauenmunde. Kündet mir jedoch, warum Euer Vater nicht selbst erschien oder mir doch Euern Verlobten sandte, da die Mär also grob? Euer Vater wählt fürwahr seine Boten seltsam, Fräulein."

Sie war zusammengeschauert bei seinen Worten, eine heiße, fliegende Röte im Antlitz. Sie versuchte zu reden, ihre Lippen zuckten, aber, ohne einen Ton zu bilden, wie im Todeskampfe, hob sich ihre Brust zu ein, zwei tiefen Atemzügen.

„Mein Vater?" sprach sie plötzlich sehr ruhig und mit ganz veränderter Stimme, „mein Vater? Wie sollte er kommen? Und mein Verlobter — wie möchte er's tun? Mögt Ihr noch fragen, Herr, warum ich kommen mußte, ich allein? Und könnt ihr's nicht fassen, daß ich Euch retten will um jeden Preis, um jeden?"

Sigo wandte sein Haupt zu ihr, nachdenklich, mit dem Ausdrucke höchsten Erstaunens.

„Eures Verlobten", meinte er, „wollt Ihr wohl ledig sein. Ich begreife das. Aber Eures Vaters? ... seltsam in der Tat ... wißt Ihr ja doch, daß morgen sein

Kopf fällt nebst dem seiner Freunde und Freundesfreunde? Euer Vater ... und Ihr verratet ihn? Euren eigenen Vater ... entschuldigt, Fräulein, ich verstehe Euch nicht ganz."

„Ihr versteht mich nicht," brach's aus ihrem Herzen, indes ein stolzer seliger Schimmer auf ihr Antlitz kam, „Ihr versteht mich nicht? Nun, Herr, so will ich frei zu Euch reden wie zu Christo, dem Horte. Gesäugt ward ich im Hasse zu Euch, denn so, König Sigo, gedenken Euer die Meinen. Ich aber sah Euch ein einzigmal, da Ihr beim Sonnwendfeste schrittet durch das Volk. Ich sah Euch dahingehen, stolz, unglücklich verlassen und — so gehaßt. Seit jenem Tage, König Sigo, habe ich Euch geliebet ..."

Es ward tiefe Stille, nur eine spätgrüne Ranke tickte an die Scheiben, und nur der Tauwind strich singend ums Erkergebälk.

„Sagt das noch einmal, Fräulein", sprach Sigo, indes seine Hand sich um die Lehne des Thronsessels krampfte.

„Ich liebe dich, Sigo, aus meines Herzens Tiefe, und will dir treu sein in alle Ewigkeit."

Über des Königs Züge lief eine jähe Veränderung, der strenge Zug um seinen Mund schmolz und zerfloß in hundert zuckende fröhliche Fältchen, dabei loderten doch seine Augen qualvoller, düsterer als je. Plötzlich warf er sich in die Polster zurück und lachte sein drittes und letztes Lachen. Graues Haar trugen jene davon, die es vernommen; es hallte durch die Korridore dem fliehen-

den, entsetzten Weibe nach, das man tags darauf fand, im Grase sitzend, einen Schlehblütenzweig zupfend, lächelnd, tändelnd, eine arme Wahnsinnige.

König Sigo lachte noch eine Zeit fort, und schwieg dann. Er tat es, weil er sich totgelacht hatte. Nun war er wohl aufgehoben, denn dem, der nicht mehr glauben kann, gehört ein Grab, je tiefer, desto besser. Nur ist der Weg dahin nicht immer kurz zu wandern und führt auch just durch keinen Sommernachmittag. Wer aber das Märlein vom Könige Sigo nicht glaubt, hat nie etwas von Liebe gewußt, wird's nimmer lernen und täte füglich am besten daran, sich frischweg begraben zu lassen.



Die Königin von Thule



Wir saßen in Frau Reginas gelbseidenem Boudoir. Es war ein kleiner Kreis guter Bekannter; Männer, davon zwei oder drei berühmt, und Frauen, von denen Frau Regina die schönste war. Wir hatten Tee getrunken und interessant geplaudert; die Herrin des Hauses verstand es meisterlich, jedem einzelnen Gelegenheit zu einem hübschen Einfall, einer originellen Wendung zu geben. Dank ihr war die Unterhaltung erst blendend gewesen, dann tiefer geworden, nicht alle sprachen mehr, und es entstand eine Pause. Wenn „ein Engel durchs Zimmer fliegt", so ist dies gewöhnlich ein Armutszeugnis für die Gesellschaft, indem es auf zeitweiligen oder absoluten Mangel an Stoff deutet — in unserem Falle war es aber eine hübsche Pause, ein wahrer Gedankenstrich. Sie gab den besten Beweis, daß Worte gesagt worden waren, die zu Erwägung und ernsterem Nachdenken zwangen.

„Singen Sie uns etwas, gnädige Frau", bat einer von uns.

Frau Regina verschmähte jede Ziererei und bedurfte ihrer auch nicht. Sie strich das weiche schwarze Haar aus der Stirn und setzte sich ans Klavier. Ein paar schwere Mollakkorde fluteten aus den Tasten, dann erhob sich eine prachtvolle verschleierte Stimme:

„Es war ein König in Thule —"

Sie hatte einen eigenen Anschlag und eine seltsame Art zu singen; sie vermied jede Bewegung des Körpers,

ein fremder Ausdruck kam in ihre Augen, und sie wurde blaß, als litte sie unter der Macht des eigenen Liedes. Sie sang heute schöner als je, es lag ein großer, dramatischer Zug in ihrem Vortrag. Es überlief uns, als der alte König den heiligen Becher in die Flut warf. Dann kam ein kurzer, grollender Schluß und sie erhob sich. Ihr Kleid von heller Seide warf seine glitzernde Schleppe lang über den Teppich, das Kerzenlicht brach sich in dem Brillantschmuck und wob zuckende Strahlen, blitzende Lichtfäden über ihr dunkles Haar; es schien, als läge ein goldener Königsreif lose auf der schönen Stirn. Sie sah fremdartig aus, wir gewahrten erst jetzt, wie sehr sie in den Rahmen der Ballade passe.

„Die Königin von Thule —" sagte eine Stimme; man wußte nicht, woher sie gekommen.

„Die Königin von Thule, wie hübsch!" rief die römische Contessina und klatschte in die Hände, — „wie romantisch, wie poetisch, wie allerliebst!"

„In der Tat," riefen mehrere, „das gibt zu denken. Die Königin von Thule! Seltsam. Alle Welt nennt den alten König, aber an die Königin hat keiner je gedacht, kein Dichter hat sie besungen. Wie ist das nur möglich? Der Gedanke liegt so nahe! Wie muß sie gewesen sein? Welcher Gestalt? Welcher Art?"

„Ich denke sie mir gut passend zu dem reckenhaften König, eine Jungfrau, heldenhaft und rauh wie er, hellblond, mit wallendem Haar."

„Nein, tausendmal nein! Sie war ein liebes, zagendes Weib. Seht doch einen der schönsten Gedanken des

Dichters von ‚Schloß Boncourt‘ — wißt ihr nicht, was ich meine? ‚Auf seines Schlosses Zinnen ein alter König stand‘ und dann: ‚Da kam seine liebe Buhle ...‘“

„Vielleicht, mag sein. Jedenfalls aber hat sie eine Schwester in der deutschen Sage, von der manch Lied uns meldet. Denkt nur an Karls des Großen Lieb, das ihm sterbend gab das ‚Ringlein schwarz und rot‘, das er niemals vergessen konnte.“

„Wahrhaftig, es ist dieselbe Sage, doch blüht sie auf christlichem Boden und ist daher legendenhafter und blasser. Sie duftet nach Weihrauch. Ich liebe mehr die Gestalt des heidnischen Königs, sie winkt markig herüber aus grauer, uralter Zeit. Und dann ist es wehmütig schön, daß das Lied so gar nichts von der gestorbenen Buhle weiß. Sie ist nicht besungen worden, weil kein Dichter es gewagt, am Schmerze des Königs zu rühren. Sie ist versunken, und keiner weiß, wes Art sie war. Uns aber bleibt es ja unverwehrt, sie auferstehen zu lassen und sie mit allem Zauber, mit aller Poesie zu schmücken, die sie zu uns herüberstrahlt.“

„Ja, sie muß schön gewesen sein und all der Treue wert.“

„Jedenfalls,“ bestätigte Frau Regina, „denn vor allem war sie selbst treu.“

„Nein —“ sagte Gunther Stormeck, der abseits saß und den Abend über noch kein Wort gesprochen hatte.

Alle wandten sich nach ihm um. „Die Königin von Thule untreu,“ riefen die Damen durcheinander, „welch seltsame Idee! Warum das?“

„Sie war untreu", wiederholte Gunther ruhig. „Wäre sie treu gewesen, hätte sie der König nicht ewig beweint. Nur eine Frau, die wir früh verloren, die uns bitter weh getan, lieben wir bis zum Tode."

„Haben Sie die Königin von Thule gekannt?" rief Frau Regina spöttisch.

Gunther sah sie mit einem eigentümlichen Blicke an. „Gewiß", sagte er langsam.

„Sie gebieten über empörende Dreistigkeit, Herr von Stormeck", rief die Contessina, indem sie ihren Fächer scharf zusammenklappte. „Den ganzen Abend haben Sie in Ihrer Ecke gesessen, ohne daß es möglich war, ein Wort aus Ihnen herauszubringen, und nun fangen Sie an, sich über uns lustig zu machen. Wenn Sie jetzt einigermaßen bestehen wollten, bliebe Ihnen nichts übrig, als zu erzählen, auf welche Weise Sie die Ehre hatten, der Königin von Thule Bekanntschaft zu machen, und auf die Geschichte wäre ich denn doch begierig."

„Sie sind unbarmherzig, Contessina", erwiderte Gunther zögernd. „An diesem Orte und nachdem ein wahres Feuerwerk von Witz und Geist versprüht worden ist, dürfte schlichte Erzählung kaum angebracht sein."

„Sie zagen und weichen", rief die Römerin triumphierend. „Das darf nicht sein. Sie haben uns oft genug mit Ihren Paradoxen geärgert, nun ist es nicht mehr als billig, daß auch wir einmal das Vergnügen haben, Sie in der Enge zu sehen. Nicht wahr, Frau Regina, er darf nicht so davonkommen, er muß erzählen? Befehlen Sie es ihm."

Die schöne Frau lachte hell auf. „Erzählen Sie doch, Herr von Stormeck", sagte sie fast heftig.

„Wenn es sein soll," sagte Gunther, „so gehorche ich. Infandum, regina, jubes renovare dolorem. Ihnen aber, Contessina, sage ich im voraus, daß Sie schwer enttäuscht sein werden. Was ich erzählen will, ist ohne besonderen Witz, ist ein deutsches Märchen."

„Ach, ein Märchen!" rief die lebhafte, hübsche Römerin, indem sie sich behaglich zurechtsetzte. „Das ist reizend! Ein Märchen hört sich lustig und leicht an!"

Gunther Stormeck kam aus seinem Winkel hervor und lehnte sich an den Kamin. Er war mager, nicht gerade jung mehr und sah müde aus. „Es ist nur ein Märchen", sagte er noch einmal, wie entschuldigend. Dann begann er:

„Vor tausend Jahren war alles anders als heute, man hatte den schwarzen Frack noch nicht erfunden und es gab keine Eisenbahnen. So kam es, daß ich eines Tags, als Ritter gewappnet, auf schnaubendem Rosse vor einem Schlosse hielt. Es war ein Schloß hoch am Meer, von blühenden Gärten umschmiegt; es war von weißem Marmor und hatte zahlreiche Türme und Zinnen. Das Gatter war geschlossen, die Löwen am Tor lagen drohend und starr, als habe sie im Aufrecken der Schlaf gepackt. Die Leute von damals hatten keine Visitenkarten und besuchten einander selten — denken Sie, Contessina, wie schrecklich — es blieb mir also nichts übrig, als zur Harfe zu greifen und ein Lied zu singen. Die Töne flatterten wie Schwalben um die spitzen weißen Dachfirste, und

wie durch einen Zauber hob sich das Gatter. Ich ritt über die silberbeschlagene Brücke, durch zwei, drei Höfe, in denen Brunnen sprangen, und hielt vor der großen Freitreppe, die Zügel locker, das Visier hoch aufgeschlagen.

„Da erblickte ich die Königin von Thule, sie stand auf hohem Söller im Kreise ihrer Frauen. Sie trug ein Gewand von weißem Stoff, hellschimmernd in der Sonne, im dunklen Haar ein Kränzlein weißer Frühlingsblumen. Zu beiden Seiten der Treppe drängten sich Ritter und Mannen, reckenhafte Gestalten in gleißendem Waffenschmuck; Mohren trugen ein samtenes Kissen, das legten sie zu Füßen der Königin. Ich kniete darauf und entbot ritterlichen Gruß, sie reichte mir sanft die Hand und forderte mich auf, mich zu erheben. Sie hatte ein sehr süßes Reden, ich aber war befangen und senkte den Blick. Sie war schön, wie niemals ich ein Wesen erschaut.

„Nun bliesen die Herolde hell und schmetternd einen Hornruf, und die Königin reichte mir die Hand, daß ich sie zum Festmahl geleite. Das war in einer hohen Halle, darein die Sonne fiel, prächtiges Gerät deckte die Tische; auf einem derselben stand nach altem Brauch ein ehern Becken, darin ein Stierkopf in roter Lache, den Kranz von Buchsbaum darum. Hohe gehenkelte Krüge warteten des Durstes der Helden. Die Königin brach weißes Brot, gab mir davon und reichte es den anderen; zuzeiten nahm sie auch eine Schale voll goldhellem Wein, die war also schwer, daß ihre Hand zitterte. Sie trank davon und gab sie mir, ich aber suchte die Stelle, wo ihre Lippen

den Rand berührt, und leerte den Becher bis zum Grunde. Es war ein süßer Trunk, rosiges Licht kam vor meine Augen, ich sah wie durch einen Schleier, daß ein paar alte Ritter freundlich lächelten und daß die Königin fast befangen niederschaute.

„‚Gebt uns ein Lied,‘ sagte sie plötzlich, ‚wir hören gern Mären aus fernen Landen.‘

„Es ward stille, und ich erhob mich. Trotzige Heldengesichter, schöne Frauenaugen sahen zu mir empor; ein Page brachte meine Harfe. Durch die goldenen Saiten schlang sich ein Zweiglein weißer Frühlingsblumen ... Das weckte einen Sturm in meiner Brust, ich warf den Kopf zurück und griff in die Saiten, stürmend, verzweifelnd und jubelnd, ich sang von der schönen Herzeloyde und dem heiligen Gral, ich sang von allem, was mir im Herzen stürmte und stritt, von hoher Liebe, Rittersinn und Frauenschöne, und ich sah, glückseliger Sänger, wie die Männer den Schwertknauf fester umgriffen, wie die Frauen die Hände in den Schoß legten und hochatmend zu mir aufsahen, ich sah, wie die Königin selber reglos war und blaß vom Liede, wie ihr großes Auge dunkler wurde und immer dunkler, wie ihr blühender Mund leicht zuckte vor Stolz und Weh ...

„Da brach ich ab mit klingendem, weithallendem Griffe. Wildschwäne, die in weißer, gebrochener Linie übers Meer zogen, antworteten hell. Lauter Beifall ertönte, Becher klangen mir zu, dann standen wir auf vom Mahl und traten auf den Söller. Tief unter uns rollte das Meer im Sommerabendscheine, der Himmel war

weiß, an ihm schwammen rosenrote Wölkchen. Die Ritter gingen hinab, ihre Rosse zu proben, die Frauen saßen fernab im Kreise und spannen; sie sangen dabei einen alten liebreizenden Rundgesang.

„‚Kommt‘, sagte die Königin plötzlich, indem sie meinen Arm nahm.

„Wir stiegen langsam viel weiße Stufen hinunter, den Gärten zu. Sie lagen weit und schimmernd im letzten Abendstrahl, ein herber Ruch von jungem Grün kam aus den Wäldern drüben. Wir fanden beide kein armes Wort; die Lieb' blüht schnell im Lande Thule. Wir gingen schweigend, Hand in Hand, zwei träumende, schauernde Menschen; der Mond war aufgegangen und es kam ein Wind mit feuchten Schwingen, da neigten die Rosen all ihre tiefroten Kelche, duftend im silbernen Mondlicht. Sie hatte die Arme um meinen Nacken geworfen und sah zu mir auf mit dunklen, glückseligen Augen.

„Ein Hornruf kam vom Walde, erst ganz leise, dann anschwellend und ersterbend. Er war seltsam: heftig und traurig, zwingend und tröstend zugleich. Ein Schauer durchlief ihre schlanke Gestalt, sie wandte sich ab und dem Klange zu — mich aber faßte ein wildes Weh, ich reckte mich auf, und was meine Hand umspann, war der Griff des Schwertes.

„Der Hornruf erscholl von neuem, näher, wie es schien, dann wieder in weiter Ferne. So hat Nielsen der Däne geblasen, als er Frau Mette in den Tod rief.

„Sie löste sich jäh aus meinen Armen. ‚Laß mich,‘

sagte sie, ‚wenn du gut bist. Es soll nicht sein — leb wohl.‘

„Sie streckte beide Hände gegen mich und ging hinaus in die Nacht. In demselben Augenblick erhob sich ein kalter Wind, er stieß durch die Baumkronen wie ein Wehruf. Hinter mir schloß sich der Wald wie eine Mauer, der Mond begrub sich in Wolken ... ich riß das Hifthorn von der Seite zu einem Hilferuf, aber es gab keinen Ton mehr ... ich schleuderte es fort und stürzte hinaus in die Nacht, ich suchte der Königin Spur, ich suchte die Gärten, das stolze Schloß mit seinen vielen Zinnen. Vergeblich; — als der Morgen graute, ein fahler, entsetzlicher Morgen, stand ich am Rand eines Sumpfes. Fette, breitblätterige Pflanzen umwucherten ihn, dann und wann reckte eine Weide ihr knorriges Haupt über trübe, schmutzige Wasserlachen. Weit ab davon trieb ein Bauer mit zwei mageren Mähren den Pflug durchs wüste Land.

„‚Wo ist das Schloß?‘ frug ich, — ‚wo geht der Weg nach Thule?‘

„Er sah mich an und schlug das Kreuz über seine Brust. ‚Erlöse uns von dem Übel‘, murmelte er aus zahnlosem Munde. Dann warf er mit einem Tritte die Schar aus der Furche und betrachtete mich hellen grauen Auges, neubegierig.

„‚Wo ist Thule?‘ frug ich in wilder Angst, — ‚ich bin verirrt, sagt mir, wo ist Thule?‘

„Sein Blick ward wehmütig und ernst. ‚Thule?‘ sagte er, als ob er seine ganze Erinnerung zusammennähme, —

‚ich hab's einst gewußt, den Weg, doch schon lange vergessen. Nichts für ungut, Herr, aber nehmt einen Pflug und führt ihn übers versunkene Land, tut wie ich, und arbeitet. Das ist der Weg, den ich Euch zeigen möchte, es ist der einzige, der zum Ziele führt.'

„Und ich tat, wie er geheißen. Aus den Saiten der Harfe flocht ich Stricke und spannte darein mein Streitroß, das Schwert zerbrach ich, wandelte es zur Pflugschar und begann zu pflügen. Es ging schwer, aber es ging doch, und so habe ich fortgepflügt bis auf den heutigen Tag." —

* * *

Gunther schwieg. Frau Regina hatte sich im Sessel zurückgelehnt, ihr Gesicht deckten die Schatten verzuckender Kerzen. Auf den Gesichtern der Männer lag ein ernster sinnender Ausdruck, nur die Contessina war völlig bestürzt, ihr Auge irrte hilfesuchend im Kreise umher.

„Ich habe nichts verstanden", sagte sie endlich ärgerlich. „Das war also ein deutsches Märchen? Sonderbar! Ist es schon zu Ende?"

Gunther lächelte schwach. „Sie fragen aus Kindermund, Contessina, dennoch will ich Ihnen die Moral des Märchens nicht vorenthalten. Thule, das heilige, versunkene Land, ist meine Jugend, und jene süße, frühverlorene Frau, sie eben war — die Königin von Thule."

Entlang den Hecken



Paris, Febr. 18..

Freund!

In mein Traumleben hinein fiel — wie der Stein in einen schlafenden Teich — Dein Brief aus der Sommerzeit. Sofort fesselte mich jene Kraftstelle, die da lautet:

„Ich beglückwünsche Dich, daß Du wiederum zu dem Entschlusse gekommen, die Ferienzeit auf dem Gute Deines Onkels zuzubringen. Ich beglückwünsche Dich, weil ich annehmen muß, daß Du nun endlich Ernst machen, Cousine Annie bei der Hand nehmen und sie bitten wirst, Dir besagte kleine Hand gnädigst fürs Leben überlassen zu wollen. Nach erhaltener Erlaubnis wirst Du guttun, niederzuknien und Verzeihung dafür zu erflehen, daß Du bisher ein blinder, blöder Tor gewesen, der jahrelang dahingeschlendert ist, ohne das Geheimnis eines vollen, scheuen Frauenherzens, sowie die Wünsche der guten, alten Eltern im mindesten erraten zu haben, durch welche Traumduselei — Duselei ist stark, lieber Freund, — er allen und vornehmlich sich selbst auf unverantwortliche Weise im Wege gestanden. Danke ferner Gott, daß er das Frauenherz so geduldig im Harren, Cousine Annie für mich viel zu reich erschuf, und Dir noch gerade in der zwölften Stunde ein Licht aufgehen ließ. Merke Dir, Querido: Das Leben ist zum Wachen und nicht zum Dahindämmern geschaffen; zur Ruhe überhaupt wenig

geeignet. Es verträumen, heißt so viel als es verlieren, und verträumtes Leben kehrt ebensowenig wieder, als verscherztes Glück."

Als ich Deine Zeilen gelesen, steckte ich nachdenklich die Partitur meiner Sinfonie, vor der ich sinnend gesessen, in das Schubfach, wo sie gewöhnlich zu ruhen pflegt (seit drei Jahren bemühe ich mich nämlich erfolglos, den geeigneten Schlußsatz aufzufinden); dann trat ich ans Fenster. Cousine Annie meine Frau! Wie konnte es zugehen, daß sie's nicht schon längst war? Ich überflog im Geiste die Zeit, die ich in ihrer Nähe gelebt, verträumt, versungen — eine Fülle kleiner Begebenheiten, die mir unwichtig erschienen und halb entfallen waren, gewannen plötzlich neue, tiefe, holde Bedeutung. Cousine Annie war ja eigentlich für mich erzogen worden ... war ich denn betört gewesen, betäubt und blind, daß ich so lange hingehen konnte neben ihr, ohne niederzufallen und zu sagen: Annie, sei mein? Und die Jahre rannen, während ich's nicht tat, und sie scherzte, lachte und litt doch heimlich, wurde immer schöner, immer stiller ...

O, hab Dank, Freund, für Deine kaustische Mahnung, und Dank Dir, mein Gott, daß es noch nicht zu spät ist!

Ich schlug die Vorhänge zurück in seligem, tiefem Sinnen. Um die Dächer zwitscherten Schwalben, mit schwachem Schrei durchs Abendrot schießend; vom Simeonsturm klang tief und leise das Ave. Als es ganz dunkel geworden war, setzte ich mich an den Flügel, um ausstürmen zu lassen, was in mir wogte. Es stürmte

auch breit genug aus den Tasten, doch eine Weise kehrte immer und immer wieder. Es war eine neue Melodie zu einem alten Liede, das da endet:

„Es redet die trunkene Ferne
Mir von künftigem, großem Glück.“

Doch genug davon. Reiseselig vertraute ich mich am nächsten Morgen der Extrapost an, frischen und leichteren Herzens als je. Ich freute mich über Dinge, die ich früher nie beachtet haben würde: über die dicken, schweifwedelnden Pferde, über die vorlauten, streitsüchtigen Sperlinge im Posthofe, über die Gesichter vornehmlich, welche beim Rasseln des Wagens schlaftrunken, die verschiedenartigsten Stimmungen widerspiegelnd, an den Fenstern erschienen. Den Straßenkindern warf ich Kupfermünzen zu, und tauschte Grüße mit den Frauen, die zu Markte zogen; selbst die schnurgerade, langweilige Chaussee, auf der wir langsam dahinrollten, vermochte nicht meinen unzerstörbaren Frohsinn herabzustimmen. Bald wurden die Pferde gewechselt, und plötzlich verließ der Wagen die Chaussee, mit sanftem Stoße in einen gut gehaltenen Landweg einbiegend. Und dann ging's durch das wohlbekannte, liebe Gelände mit seinen Höhenzügen, darauf unabsehbar das schwere, goldene Korn wogte. Durch dieses zog sich fernab eine bunte, gestreckte Linie; das waren Schnitter, die sich gegen die wogende Mauer bewegten, eine gelbe, staubdurchzitterte Leere hinter sich lassend. Dann blitzte, bei einer Biegung, der See hervor aus dem Grunde, und drüber hob sich das Schlößchen mit seinen spitzen Dächern, glänzend

herauslachend aus den Blättermassen, aus dem dunklen Wipfelgewirr des Parkes. Schon ging es die Steinmauern entlang, vorüber an offenen Gittertoren ... in der Gartentiefe sah ich's aufleuchten, wie von einem weißen Kleide, sah gleich darauf über dem Einfahrtstor ein vom Laufen gerötetes Köpfchen lugen, welches, als es den Insassen der Kutsche erkannt, fast erschrocken in der Rankenwildnis untertauchte ... dann bog der Wagen rasselnd in den stillen Schloßhof; ich schwenkte zum Schlage hinaus den breiten Kalabreser, am Erkerfenster erschien die Tante mit dem guten, ängstlichen Gesichte, sah mich, erhob die Hände und verschwand; aus ihrer Mittagsruhe geschreckt, bellten die Hofhunde, rissen wie toll an ihren Ketten, und über alles hinweg blies der Postillon mit den schmetterndsten Klängen:

„Wann ich komm', wann ich komm', wann ich wiederum komm',
Dann soll die Hochzeit sein —"

Das war mein Einzug in Schloß Friedeck. Eine halbe Minute später zerknitterte ich auf unheilbare Weise das zierliche, gesteifte Häubchen der Tante, die ihr „liebes, liebes Kind" diesmal ganz besonders innig begrüßte, und ging alsdann in die Arme des Onkels über, der sichtlich überrascht, sehr atemlos und mit einer zerstochenen, hochaufgeschwollenen Backe von seinen Bienenkörben herbeigeeilt kam. Nach dem ersten Begrüßungssturme deutete ich lachend auf meine Reisebekleidung, sowie auf die Stutzuhr, deren Zeiger bedenklich der üblichen Tischzeit entgegenrückten, und eilte dem Pavillon zu, dessen

unteres Stockwerk ich seit Jahren zu beziehen gewohnt war.

Diesen Pavillon trennten vom Hauptgebäude nur ein paar Kieswege und Blumenbeete. Ich konnte mich nicht enthalten, über eins der letzteren einen Freudensprung zu wagen, auf die Gefahr hin, in eine Masse starkduftender, blauroter Levkojen zu fallen; dann blieb ich verwundert stehen. Die Gastzimmer, welche über den meinen lagen, waren entschieden bewohnt; die Fenster standen weit offen, aus einem derselben zog, gegen die Sonnenstäubchen anspielend, eine feine blaue Tabakswolke. Eine schöne weißgelbe Bracke lief auf mich zu, blieb stehen, witterte, zog die Nase kraus und lief wedelnd nach dem Hause zurück. „Ist Besuch gekommen?" frug ich den alten Joseph, der meine Sachen trug, halblaut und nicht zum angenehmsten überrascht.

„Besuch gekommen, zu Befehl", meldete dieser. „Der Herr Assessor sind schon seit einigen Tagen hier, werden aber, wie ich gehört habe, bald wieder abreisen."

„So, der Assessor", sagte ich aufatmend und erfreut.

Der Assessor, mußt Du wissen, ist ein liebenswürdiger, talentvoller Mensch, dessen Ratschlägen der Onkel, welcher ja infolge seiner Gutmütigkeit ewige Scherereien und Prozesse hat, manches verdankt. Der Assessor soll eine brillante Zukunft haben, dennoch ist er die Harmlosigkeit selbst. Über die Schüchternheit, Zerstreutheit und Träumerei, die er oft an den Tag legt, habe ich früher zuweilen herzlich lachen müssen.

Ich beschloß, ihn von meiner Anwesenheit sofort in Kenntnis zu setzen. Rasch waren zwei Handvoll der prächtigen Levkojen zusammengebunden, und gleich darauf sauste der schwere Strauß mit großer Gewalt durch die windgeblähten Fenstervorhänge. Kaum hatte ich den Aufschlag vernommen, als auch bereits der Assessor zwischen besagten Vorhängen erschien, in wilder Hast, und mit einem Gesichte, das mir höchst erwartungsvoll vorkam, bei meinem Anblicke jedoch sämtliche Phasen der verschiedenartigsten Gefühlsregungen durchlief, worauf es den Ausdruck ganz unendlicher Verblüfftheit annahm und zum Schlusse heiß errötete.

Ich weiß nicht, wie mir der tolle Einfall kam, allein ich rief ihm laut lachend zu:

„Cousine Annie hat's getan, Cousine Annie."

„Annie ... Annie ..." antwortete das Echo; einmal mitflatternd um die Zinnen, das zweite Mal fernher, tief aus dem Parke. Der Assessor drückte die Hände verlegen an die Brust, und schickte einen Blick zum Himmel, in welchem deutlich der Wunsch zu lesen war, daß meine frevelhafte Behauptung ohne fernere unnötige Wiederholung und besonders, ohne von drüben aus vernommen zu werden, verhallen möge.

Eine Stunde später trat ich frisch und strahlend ins Gartenzimmer, woselbst man sich vor Tische zu versammeln pflegt. Tante und Onkel waren pünktlich zur Stelle, gleich darauf rauschte Annie herein, ging gerade auf mich zu und reichte mir mit herzlichem Blicke beide Hände. Sie trug ein weißes, schleppendes Kleid, an

der Schulter einen Strauß von Heliotrop und Stechblättern. Sie war schöner als je, in ihrer Art zu reden lag etwas ungewöhnlich Weiches und Liebes. Während wir plauderten, lief der Onkel mit einer Unruhe auf und ab, welche ich daraufhin zurückzuführen suchte, daß die übliche Tischzeit bereits um volle zehn Minuten überschritten war. Von dem unglücklichen Assessor war noch nichts zu sehen, offenbar hatte er wieder einmal die Zeit verpaßt. Endlich erschien er, vom alten Joseph herbeigeholt, und küßte, vermutlich um seine Verzeihung zu erflehen, der Tante und sogar Cousine Annie wortlos die Hand. Mich erfreute er durch einen äußerst heftigen Druck der Rechten, wobei er seltsamerweise abermals und anhaltend errötete.

Dann gings in den Eßsaal, auf dessen grauleinene Jalousien die Nachmittagssonne brannte. Ein mächtiger Blumenkorb zierte die Tafel, in den tönernen Kühlern fror der leichte Landwein, einzelne geschliffene Karaffen voll dunklem Bordeaux warfen rote Lichter über die schimmernden Gedecke. Ich erhielt den lieben, gewohnten Platz an Annies Seite und fühlte mich glücklich und sicher wie nie zuvor. Fortgerissen von göttlichem Frohsinne, sprach ich von hundert Dingen, pries meine berühmte, unfertige Sinfonie, nach deren Ergehen man nicht unterließ sich teilnahmsvoll zu erkundigen, und neckte den Assessor, der dem Feuerwerke gegenüber, das ich versprühte, ziemlich trübselig dasaß. Wenn Cousine Annie besonders hell auflachte, durchschauerte es mich, und ich schwieg ganz plötzlich, um in

einem Bilde zu schwelgen, das beseligend vor mir aufstieg. Ich sah einen ähnlichen, frohsinnumwalteten Tisch, dran Onkel, Tante und Assessor als liebe Gäste, ein trauliches, reizendes Heim, und in ihm, als guten Geist, Schön-Annie zu mir auflächelnd, klug mit mir plaudernd, Schön-Annie als mein Weib — und dann überbrauste mich eine Flut von Glück, ich schwor im stillen, noch heute mit ihr zu reden, sie an mich zu reißen für immer, mit diesem so selig angebrochenen Tage ein seliges, neues Leben zu beginnen.

Ich schrak zusammen, denn ein gefüllter, eisiger Champagnerkelch hatte meine Hand gestreift. Während Joseph die perlende Flut vorsichtig in die Gläser goß, folgte der Onkel diesem Vorgange mit sichtbarer Spannung, indessen helle Tropfen auf seine Stirn traten, Tante und Cousine in ihre Teller schauten und der Assessor seine geballte Serviette krampfhaft zermarterte. Sofort erkennend, daß der Onkel im Begriffe sei, eine Rede zu halten, und aus Erfahrung wissend, daß besagte Rede in ihrer Mitte Schiffbruch erleiden würde, beschloß ich, ihm wie uns das bevorstehende Leid zu ersparen. Da ich ein neugekommener Gast war, berechtigte mich eine weitere Erfahrung aus früheren Jahren zur sicheren Annahme, daß der geplante, mühsam vorbereitete Toast mir gelten werde. Im kritischen Augenblicke schlug ich daher an mein Glas und brachte, Tante und Onkel für ihren lieben Empfang dankend, den konfusesten, aber besten Trinkspruch, den ich je gehalten. Ich begann vom verlorenen Sohne zu reden, dem soeben in Gestalt des so

überaus vortrefflichen Diners ein ganz besonders fettes Kalb geschlachtet worden sei, verließ dann den launigen Ton und sagte in überwallender Freude und Dankbarkeit alles, was mir das glückliche Herz auf die Lippen trieb. Was es gewesen, erinnere ich mich nicht; nur weiß ich, daß Annies dunkle Augen, die zu Anfang fest auf meinen Zügen gelegen hatten, als fürchteten sie, Spott darauf lesen zu müssen, immer weicher wurden, daß der Onkel, nachdem er mich eine Weile gänzlich verblüfft angestarrt, kläglich mit den Lippen zu zucken begann, und daß, als ich geendet, die gute Tante, die überhaupt leicht gerührt war, mir quer über den Tisch und durch zwei Fruchtschalen hindurch die Hand reichte.

„Mein liebes, liebes, armes Kind", flüsterte sie sehr bewegt.

Den Hals vom herabgestürzten eisigen Champagner noch zugeschnürt, glaubte ich, diesen Ausspruch dahin berichtigen zu müssen, daß ich nicht arm sei, daß ich in meinem ganzen Leben niemals glücklicher gewesen, als gerade heute, und daß mir gerade jetzt gar nichts, auch wirklich gar nichts fehle — worauf Onkel und Assessor sehr verlegen wurden und die Tante noch einmal und noch gerührter sagte:

„Gott gebe, das dem so sei, mein armes, liebes, liebes Kind ..."

Gleich darauf erhoben wir uns und schritten nach dem Gartenzimmer. Als der Kaffee serviert war, verschwand unhörbar die Tante.

„Hast du dem Assessor schon deine Bienenkörbe gezeigt, lieber Onkel", frug ich, einer plötzlichen, etwas boshaften Eingebung folgend.

„Nein, wahrhaftig noch nicht", erwiderte eifrig der Gute, indem neues Leben in sein Gesicht kam. „Sehr, sehr gerne bin ich jedoch dazu bereit, denn es muß für jeden von Interesse sein, einen Blick ins Leben jener klugen, freundlichen Geschöpfe tun zu können. Kommen Sie, lieber Assessor, jetzt ist gerade die Stunde, wo nach vollbrachtem Tagewerke jene gutmütigen Tierchen honigbeladen ihrer Zelle zueilen."

Der Assessor machte ein wenig erfreutes Gesicht, indem er die zerstochene Wange des Bienenfreundes scheu betrachtete. Ihn rettete aber nichts, und betrübt folgte er dem Onkel, der unterdessen ein Paar riesige Fausthandschuhe angezogen und einen breiten Strohhut nebst einer ungeheuren Drahtmaske von der Wand geholt hatte.

„Drüben im Teiche hat man Seerosen gefunden," sagte Annie leise; „willst du mit mir gehen, Vetter, um zu sehen, ob sie blühen?"

Als wir heraustraten, flog der Staub über die Kieswege, die Bäume des Parkes rauschten im Sommerwinde; ich fühlte, daß mein Leben nun seiner Entscheidung, seinem Wendepunkte entgegengehe. Wir schritten durch eine Allee mit dichten, niederhängenden Zweigen, einen Weg, der nach den Hecken führt; sie hatte leise meinen Arm genommen, ihr braunes Haar hob sich im Winde und streifte zuweilen meine Schulter, ich aber ging neben ihr, die Füße mechanisch vom Boden lösend,

Schritt um Schritt, und rang nach Mut, die schlanke Gestalt zu umfassen und ihr ins Herz zu stammeln, was in dem meinen wogte und stürmte ... ich ging schwer atmend an ihrer Seite, glückselig und doch unsagbar bange, wie in schwülem Traum.

Und die Sekunden rannen, wir kamen den Hecken immer näher. „Jetzt muß es sein," sprach's zwingend in mir — „mein Gott, verlasse mich nicht" — ich blieb stehen, nach Atem ringend ...

„Annie," stammelte ich, „meine süße, liebe Annie ..."

„Wie findest du den Assessor?" fiel sie mir tonlos ins Wort.

„Sehr nett," sagte ich, tiefaufatmend, — „ein guter, lieber Mensch, nur viel zu unbestimmt, — ein unverbesserlicher Träumer ..."

Ein Lächeln flog über ihre Züge, doch war es kein Lichtblick, weit eher ein Schatten.

„Ich bin verlobt mit ihm," sprach sie, indessen ihre Hand in meinem Arme schwer wurde, „verlobt seit Stunden."

Verlobt — ich stand reglos und sah über sie hinaus auf die Felder, tiefer im Traume als je. Sie sagte noch einiges, das aber drang zu mir kaum hörbar, wie aus weiter Ferne. Ich wußte nicht sicher, ob's ihre Stimme war, oder der Ruf eines Vogels, weit drüben im Korn.

„Es ist nicht möglich," sagte ich, endlich erwachend, „denn ich liebe dich und habe dich geliebt seit meiner ersten Jugend, ich kann nicht von dir lassen, und du selbst mußt es fühlen, Annie!"

„Ich weiß es und wußte es seit Jahren", sagte sie mit fester Stimme. „Ich habe gehofft und geharrt, daß

du mir's sagen würdest, ich hab' darauf gewartet, bis daß ich alt geworden bin; sieh mich nicht so betroffen an — volle vierundzwanzig Jahre sind viel für eine Frau. Du aber scherztest und gingst vorüber, ohne zu beachten, daß die Eltern, die uns beide so liebhaben, immer ernster und müder wurden. Und das zwang mich, dir eine Frist zu stellen. Wer ein Glück versäumt und verträumt, begeht eine Schuld, die sich nur dann nicht fürs Leben rächt, wenn dem Erwachten dieses Glück zerschlagen wird. Und das tat ich heute. Schilt mich nicht hart und grausam; es geschah zu deinem Besten, und es mußte so kommen."

„Du willst mich strafen", sprach ich schüchtern. „O, glaube mir, daß ich tief und bitter bereue, was ich verschuldet. Vergib mir, Annie — du kannst nicht so grausam sein, ein Glück verloren zu nennen, das in deiner Hand ruht, das du mir wiedergeben kannst, sobald du's immer willst —"

„Zu spät," sprach sie tiefernst, „und wenn ich's auch vermöchte, ich täte es doch nicht. Du bist nicht Mensch allein, du bist auch Künstler, vergiß das nie. Im Leben wie in der Kunst gingst du bisher träumend entlang den Hecken, statt einfach und frei hereinzutreten in den blühenden Garten. Du drohtest zu versinken in Unklarheit und Müßiggang — es mußte ein Sturm in dein Leben kommen, um dich aufzurütteln, dich endlich frei und wach zu machen. Diesen Sturm — ich bin's, die ihn dir sendet. O, zürne mir nicht; wenn dir einmal, vielleicht nach Jahren, ein großes Werk gelingt, wird dein

Herz höher schlagen, als wenn du ein liebendes Weib, als wenn du mich im Arme hieltest. Drum gebe ich dir jetzt statt des Glücks, das du an meinem Herzen fändest, den Schmerz. Und ob ich auch nur eine Frau bin, so ahnt es mir doch, daß Schmerz zuweilen besser und segenbringender sei, als Liebe."

„So hast du mich sehr, sehr lieb, Annie", brach's bitter von meinen Lippen.

„Ja," sagte sie einfach, „sehr lieb, und gerade deshalb müssen wir scheiden."

Ein schwüler Duft kam von den Gärten drüben, wir gingen auf schmalem Wege den Hecken entlang, die sie umschlossen. Es waren Ligusterhecken, die sich weithin erstreckten, drauf schräg die Sonne fiel und drüber Sommerfalter schwirrten. Sie schienen endlos, doch plötzlich teilten sie sich, ein Tor stand breit offen, und vor uns lag der Garten mit seinen Wegen und allen Beeten, darauf die Blumen samtweich und massig blühten. Sie hemmte leicht den Schritt, ich aber ging an der Pforte vorbei, und sie folgte mir, in meinem Arme dahingezogen, noch ein Stück Weges, weiter den Hecken entlang. Ein halbes Lächeln umsäumte flüchtig ihren Mund, dann verflog es, und ihre Augen begannen zu dunkeln, wie von verhaltenen Tränen.

Uns entgegen kamen, weitab noch im Korne, zwei wohlbekannte Gestalten; die kleinere derselben trug einen riesenhaften Strohhut und gestikulierte heftig, indessen die andere gesenkten Hauptes, ergebungsvoll folgte.

„Was ist's, Annie?" frug ich, aus meinen Gedanken

geschreckt, und vom Abendgewölke den Blick zu ihren schwimmenden Augen wendend.

Sie deutete leicht auf die Kommenden.

„Dein alter Fehler", sagte sie, ihre Stimme zu einem munteren Klange zwingend. „Soeben zogst du wieder am Tor vorüber, zugleich dem Ende — einem vielleicht verfrühten Ende dieser Stunde — entgegen. Oder hattest du mich bereits vergessen und gingst wieder entlang den Hecken, träumend, auf der Jagd nach Schmetterlingen und halbvollendeten Sinfonien ..."

„Scherze nicht, Annie," sprach ich mühsam; „meine Sinfonie ist beendet, früh, mit einem jähen Übergang nach Moll. Doch verdamme mich nicht. Siehe, selbst an den Hecken blühen Blumen, spärlich und wild zwar, schmerzlich süß an Duft, wie unser letztes Zusammensein ... aber es sind trotzdem Rosen, rote Rosen sogar, und die künden, wenn sie nicht Liebe bedeuten, doch wenigstens Vergebung."

Es waren zwei verspätete Rosen, die ich tief aus dem Dornengeranke gerissen; ehe sie meine Lippen berührt, lösten sich matt ihre Kelche und die Blätter rannen niedergleitend über Annies weißes Kleid.

„Ja," rief sie aus tiefstem Herzen, „ja, ich vergebe dir! Und da du Rosen fandest entlang den Hecken, wilde, frühverblätterte Rosen, so darfst du mich küssen, so sollst du eine Sekunde des verträumten Glückes leben, ehe es versinken muß für immer."

Sie hatte die Arme um meinen Nacken geworfen und lag reglos an meiner Brust; indessen ihr tiefbraunes

Haar mich umwehte, blühten ihre Lippen heiß und voll auf den meinen.

„Und nun“, sagte sie, „geh hin und werde ein rechter Mensch, ein echter Künstler. Ich segne dich und will zu Gott beten, daß er das Andenken an diese Stunde nie aus deinem Herzen löschen möge. Leb wohl.“

Sie löste sich aus meinen Armen. An des Weges Biegung erschien eine hohe Gestalt, es war ihr Verlobter. An seiner Seite schaute sie eine Weile still übers wogende Korn, drin schon die Sichel klang, und schritt dann langsam, auf seinen Arm gelehnt, hinein in den Garten. Die Vögel schwiegen, die Sonne warf im Todeskampfe noch einen letzten glutroten Schein über Schloß Friedeck ...

So, Freund, war meiner Jugend Sonnenuntergang. Er war heftig genug, doch fühle ich's klar, daß ich diese Jugend wohl verträumt, doch nicht verloren habe. Aus der Saat jener Träume soll mir Schmerz erstehen und Genesung, wie Annie es gewollt.

An Deiner Seite will ich das Werk beginnen: laß uns gemeinsam streiten, Du vollendend, ich erstrebend. Laß uns auf Reisen gehen, auf weite Reisen, denn ich will nichts von Einsamkeit wissen: man büßt eine Schuld nicht in der Klosterzelle ab, sondern auf hoher See, auf den rollendsten Wogen des Lebens. Und beide, Kunst sowie Leben, sind tieferust. Zu ihren Höhen führen Pfade, die wache Augen, festen Sinn erfordern, doch niemals, und winkte die Gegenwart auch noch so schön, sich verlieren dürfen im Abendrot — entlang den Hecken.

Die Kerze



Es ist eine erste Septembernacht. Sie liegt kühl und still auf dem großen Strome, der in breiter Sicherheit seine Wasser dem nahen Meere zutreibt. Die Lichter vorbeiziehender Schiffe werfen dunstige Farbenpunkte in den Nebel, der die Ufer überzieht. Das sind feuchte Wiesen, auf denen es liegt wie lose weiße Elfenschleier, dann und wann kommt ein schwarzer Fleck — ein Schlagbaum mit fetten Rindern davor, welche träg in die Nacht hinausglotzen. Diese Wiesen führen mählich hinauf bis zu parkumgebenen Villeggiaturen, welche Ausläufer der nahen Großstadt sind.

Über dem Ganzen liegt der Vollmond starr und still wie bei einer Theaterdekoration. An den Bäumen rührt sich kein Blatt, ihre schwarzen Kronen greifen ineinander und umrahmen kreisförmig einen nassen englischen Rasenplatz, in dessen Mitte eine Marmorfigur steht, welche aussieht, als ob sie fröre. Dann schließen sich die Baumkronen wieder und ragen dicht an eine sehr elegante, aber etwas überladene Villa heran. Sie enden an einem Balkon von grauem Sandstein mit goldenem Gitterwerk und leiten hinüber in das Boudoir von Fräulein Helene, einziger Tochter des Herrn Kommissionsrats, Konsuls irgendwelcher amerikanischen Republik und Besitzers eines Grundstückes in bester Lage der ihrer Schönheit halber bekannten Umgebung der Großstadt.

Fräulein Helenens Boudoir ist typisch. Die Fenster haben drehbare Spiegelscheiben mit schwerseidenen Gar-

dinen davor, ferner ist es vollgestopft mit einer Masse imitierter Boulemöbel. Außerdem vermissen wir keineswegs den Anflug von Unordnung, noch den matten, unbestimmbaren Parfüm, welcher Räumen, die von Damen bewohnt werden, eigentümlich ist. Auf dem Erardschen Flügel, der eine Ecke des Zimmers einnimmt, liegt aufgeschlagen die Quadrille aus den „Glocken von Corneville", unter ihr schaut ein Zipfel von Richard Wagners „Götterdämmerung" hervor.

Über den sandigen Vorhof rollt schnell und kaum hörbar ein Wagen. Einige Türen werden auf- und zugeschlagen, einige Worte gewechselt, aus denen wir entnehmen, daß die Tochter des Hauses einer Vorlesung des neuen jungen Privatdozenten Dr. Kuno Rosenhain über das „eigentlich Ungreifbare in der Greifbarkeit des Uneigentlichen" beigewohnt und darauf bei einer Freundin den Tee genommen hat, — dann wird der Vorhang hastig zur Seite geschoben, und Fräulein Helene tritt ein. Sie wirft das Hütchen mit dem Schneehuhnflügel in eine Ecke und zündet eine durchsichtig-schlanke, allerliebste blaue Wachskerze an, die in verkrümmt geformtem Leuchter auf ihrem Schreibtische steht. Nachdem dieses gelungen ist, senkt sie sich in den Sessel und schaut in den Mond hinein, der wie festgenagelt am Himmel steht und weiße Lichter in die halbdunklen Ecken des Zimmers wirft.

Dank der Kerze erkennen wir, daß Fräulein Helene sehr hübsch ist. Ihr eigen nennt sie ein elegantes, blasses Gesicht mit großen dunklen Augen, schmalen roten Lippen

und kleinen Ohren, in deren jedem eine graue Perle sitzt. Über dem Ganzen ist eine Flut von wirren, weichen Haaren, welche eigentlich tiefblond sind, aber so aussehen, als seien sie braun, von einem leichten Puderhauche überflogen.

Fräulein Helene beginnt den Mond langweilig zu finden. Sie wirft das Köpfchen zurück und bemerkt vor sich einen silbernen Teller, darauf zwei Briefe liegen. Beide tragen männliche Schriftzüge, doch sind sie ihrem Äußeren nach sehr verschieden. Der eine ist viereckig schlicht, mit einem kleinen Siegel geschlossen, und das Petschaft ist so tief und heftig eingeprägt, als habe der Absender mit dem Drucke ein Leben gesiegelt. Des andern Hülle ist von fettem, wolligem Papier, dreieckig gefaltet, mit einem ungeheuren, bunten Namenszuge darauf.

Fräulein Helene zögert keinen Augenblick. Merkwürdigerweise greift sie nach dem ersten Briefe, sei es, daß ihr die Handschrift bekannt, sei es, daß sie willens, die wollige Epistel zum Nachtische aufzuheben. Sie rückt die kleine, freundlich brennende Kerze näher und liest:

„Fräulein Helene!

„Nicht ohne tiefe Bewegung lege ich diesen Brief in Ihre Hände.

„Ich habe fast nie das Glück, Sie zu sehen — so kommt es, daß ich die Worte schreiben mußte, welche ich Ihnen gerne Aug' in Auge gesagt hätte, und so offen, wie es sich geziemt, wenn man eine schwere Frage tut.

„Wir haben uns als Kinder gekannt, Fräulein Helene, und Sie waren stets gut zu mir, selbst dann noch, als wir nicht mehr Kinder waren und Sie bereits beneidet und bewundert wurden, während ich anfangen mußte, für meine Existenz, für mein tägliches Brot zu sorgen. Sie schenkten mir aus Ihrem Leben voll Glanz zuweilen einen freundlichen Blick, obschon ich Ihnen fernstand und zwischen dem Kind des Glückes und dem Kinde der Armut eine unausfüllbare Kluft lag. Sie waren vielleicht aus Mitleid so gut, Fräulein Helene, und wußten nicht, daß Sie der Jugendtraum des armen elternlosen Knaben und später das einzige Glück des Jünglings waren, welcher, durch harte Arbeit gebeugt, nur in seiner Liebe die Kraft fand, auf den mühevollsten Pfaden fortzuschreiten.

„Nun, ich bin ein Mann, Fräulein Helene, und meine Liebe ist nicht erloschen, sondern nur tiefer und heiliger geworden. Ich habe mich rastlos mit dem Leben herumgeschlagen und habe ihm eine bescheidene, aber sichere Existenz abgerungen. Um keinen Preis hätte ich Ihnen nahen mögen, arm und gebeugt von Mißerfolgen — jetzt aber darf ich ehrlich fragen: Wollen Sie meine geliebte Frau sein, Helene? Ich liebe Sie mit der besten Kraft einer sturmgeprüften Seele, und will Sie fest und treu in dem Herzen halten, welches von jeher für Sie geschlagen hat und welches ganz das Ihre ist.

„Und nun leben Sie wohl, Helene; mir ist, als müßte es Frühling werden. Gott sei mit meinem Briefe.

Ihr Dr. Herbert Stein."

Die kleine Kerze brennt strahlend-heiter und bescheint ein reizendes Bild. Fräulein Helene hat sich in den Sessel zurückgelehnt, indessen ihre kleine, ringblitzende Hand, worin der Brief mit den festen Schriftzügen ruht, wie Espenlaub zittert. Ihr Gesichtchen überkommt eine seltsame Weichheit und ihre Augen werden bald tiefer, bald lichter, weil zwei große Tränen darin stehen. Sie denkt zurück an ihre Kindertage, worin der trotzige Herbert sich mit den Knaben schlug, die das Kaufmannsprinzeßchen quälten oder verhöhnten, dann an die gemeinsamen Tanzstunden im Rathaussaal, wo der hochaufgeschossene Gymnasiast ihr schüchterner, aber begeisterter Verehrer war. Sie sieht ihn noch vor sich stehen im ausgewachsenen Konfirmandenrock, wie er ihr mit leuchtenden Augen vom Homer erzählte, vom Parzival, von allem, was gar nicht in die Tanzstundenunterhaltung paßte, aber was groß und schön war und seine Seele erfüllte — sie denkt auch an die Redoutenbälle, die einige Jahre später kamen und wo der stille Studiosus nur erschien, um ihr mit glückseligem Gesicht ein äußerst bescheidenes Veilchenbukett überreichen zu können — sie denkt zurück, lieber und immer lieber, und überall sieht sie den ernsten Kopf mit dem herben Zuge darauf und jenen Augen, die nie das Glück gekannt, die fest und unentwegt ins Leben sahen, um nach gewonnenem Kampfe sich zurückzuwenden auf das geliebte Weib und ihr zu sagen: Alles, was ich tat, tat ich um dich! Und dieser Tag wäre nun gekommen, der Erntetag eines Lebens voll Kraft und Entsagung, und Herbert würde seine

kleine, schwer erkämpfte Helene in die Arme nehmen und sie festhalten für die Ewigkeit, und der vollste Sonnenschein des Glückes würde über Herbert und Helene sein!

Herbert und Helene ... wie das hübsch lautet! Helene lächelt unter Tränen und sagt leise vor sich hin: „Herbert ... Herbert ... Herbert ..."

Die kleine Kerze ist zu dreiviertel herabgebrannt. Ihr Licht ist stark und voll und sie scheint glücklich zu sein, im Untergange noch ein aufgehendes, großes Glück bestrahlen zu dürfen. Plötzlich leckt ihre Flamme unruhig in die Höhe. Helene hat, halb in der Zerstreuung, den zweiten Brief zur Hand genommen und erbrochen. Während sie ihn liest, wird sie bald blaß, bald rot, und Gott weiß, was in die Kerze gefahren ist, denn ihre Flamme wankt und schwankt, ihr Docht sprüht und knistert, als trieben eine Legion Teufelchen ihr Wesen darin.

Der Brief lautet:

„Mein hochverehrtestes Fräulein!

„Entschuldigen Sie, daß ich es wage, ein Schreiben an Sie zu richten, dessen Inhalt ich Ihnen, da mir das Glück zuteil wird, Sie oft genug in unserm high life zu sehen, leicht mündlich hätte mitteilen können. Ich habe jedoch sehr feste Grundsätze und zu diesen gehört, daß sowohl in kaufmännischer als in jeder anderen soliden Beziehung das schwarz auf weiß fixierte Wort den Vorrang besitzt.

„Ich bin, wie Sie wissen, erst unlängst von weiten Reisen, die ich in Angelegenheiten unserer bekannten und angesehenen Firma zu unternehmen gezwungen war, zurückgekehrt und habe daher leider nur seit kurzer Zeit die Ehre, Sie zu kennen. Ihre vielseitigen persönlichen Vorzüge aber, unterstützt von dem Wunsche meines Prinzipals und Vaters, haben in mir den Entschluß wachgerufen, mich zu vermählen, zumal in diesem Falle der Kommerzienrat, mein Vater, gesonnen wäre, mir die Leitung unseres großen, mit den besten Referenzen versehenen Geschäftes zu übertragen.

„Der Zweck dieses Briefes, mein hochverehrtes Fräulein, ist also, Sie um Ihre Hand zu bitten. Lediglich um Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Sie liebe, will ich in Kürze eines delikaten Umstandes erwähnen. Ihr Herr Vater hat, wie wir in maßgebenden Kreisen wissen, neuerdings etwas stark spekuliert und ist nicht mehr reich, höchstens nur noch wohlhabend zu nennen, wohingegen unser bestrenommiertes Haus vorteilhafter operiert hat. Ich bin reicher als je, liebe Sie unvermindert, und bitte Sie, durch Ihr Jawort meinem Leben die Krone aufsetzen zu wollen. Ich schließe also, indem ich noch diskret durchschimmern lasse, daß der Kommerzienrat, mein Vater, sich ohne allzu lange Debatte mit dem Ihrigen geeinigt hat und somit die Chancen für unsere Vereinigung als definitiv gesichert erscheinen dürften.

„Unsere Hochzeitsreise könnte via Paris nach London gehen, wobei ich die Gelegenheit benützen würde, einige neue Verbindungen anzuknüpfen.

„In der angenehmen Hoffnung, mich Ihrer Genehmigung schmeicheln zu dürfen, zeichne ich mich, mein hochverehrtestes Fräulein, als

Ihr Sie anbetender

Aloys Zander,

von der Firma Zander & Sohn."

Fräulein Helene ist aufgesprungen. Ihre Augen sind klein und blitzend geworden, auf ihren Wangen liegen zwei heiße rote Flecken. Sie setzt sich kurz und energisch nieder, um zu schreiben. Dazu rückt sie die Kerze näher. Diese ist aber fast abgebrannt, ihre Flamme steigt und fällt und wirft flackernde Lichter über das Papier und über Helenens Gesicht, welches gar nicht mehr hübsch ist. Demungeachtet schreibt Helene mit fiebernder Hast:

„Hochverehrter Herr Zander!

„Ihr Antrag überrascht und ehrt mich zugleich. Welches Mädchen könnte wohl blind sein gegen Ihre vielseitigen und eminenten Vorzüge? Sprechen Sie mit meinen Eltern und empfangen Sie hiermit mein Jawort ..."

Sie kann nicht fortfahren. Die heruntergebrannte Kerze ist unausstehlich. Sie schwelt nur noch mühsam und erstickt in übelriechendem Rauche. Über die gesprungene Manschette rieseln dicke, heiße Wachstränen und der Rest von Flamme windet sich und ringt wie eine verdammte Seele.

Die junge Dame rückt mit großer Anstrengung das Papier näher und zeichnet:

„Ewig die Ihre —".

Die Kerze verlischt.

Am Strome



Über der Großstadt lag ein naßkalter schmutziger Nebel, das Pflaster war schwarz, jedes Dach leicht verschneit. Durch das dunkle Häusermeer schnitten die Avenuen schnurgerade, gashell, wie Milchstraßen; wo im Dunste ein besonders heller Fleck lag, befand sich ein Theater, ein Ausverkauf oder ein Kaffeehaus. Quer über den großen Strom, der die Stadt teilte, führten in gleichmäßigen Abständen Brücken, um deren Pfeiler das Wasser gurgelte, über welche hin die Wagen donnerten. Es war Christabend, daher rannten die Leute eilfertiger als sonst, in froher Hast, in rücksichtslosem Durcheinanderschieben.

Über eine jener Brücken kam raschen Ganges, fast laufend, ein junges Mädchen. Sie war sehr hübsch, nur war sie blaß und hatte einen starren Zug in den großen, glänzenden Augen. Sie lief unaufhaltsam geradeaus, Kopf und Schultern in ein altes schwarzwollenes Tuch gehüllt; sie war so armselig gekleidet, daß keiner der Herren, welche, die Zigarre im Munde und in Pelzen vergraben, auf und ab wanderten, es für wert hielt, den Kopf nach ihr umzuwenden.

Am Ende der Brücke zog sich, knapp über dem Wasserspiegel, ein breiter, mit Pfahlwerk verzäunter Weg hin. Sie schlüpfte leise die feuchten Stufen, die zu ihm führten, hinab, und blieb, an die Mauer gedrückt, ein paar Augenblicke atemlos, das kleine zusammengeballte Taschentuch

vor die Lippen pressend. Sie wollte offenbar sehen, ob ihr jemand gefolgt sei. Dem war nicht so, das Gedränge strömte lärmend an ihr vorüber. War es eine Laune, oder trieb sie ein tieferer Grund dazu, plötzlich, abgewendeten Gesichtes, ihre Hand aus dem Dunkel des Pfeilers in die Menge der Vorübergehenden zu strecken? Es war ein Kinderhändchen in schwarzem durchgetragenen Handschuh, es blieb wenige Minuten schüchtern bittend ausgestreckt — dann wurde es hastig, mit einem Seufzer der Erleichterung zurückgezogen. Sie fühlte sich unbeachtet und ging den Kai eine Strecke hinunter, bis es einsam wurde, dann blickte sie noch einmal um sich, schlug die Hände vor die Augen und nahm einen raschen Anlauf...

Neben ihr erscholl ein heiserer Anruf; sie rang eine Weile vergebens, sich den Griffen, die sie festhielten, zu entwinden. „Laß mich, du alberner, häßlicher Mensch," stieß sie abgebrochen hervor, „was kümmert's dich, was ich tue?"

Der Angeredete war ein hoch aufgeschossener, kaum dem Knabenalter entwachsener Bursche. Sein trübes mißtrauisches Auge, wachsam wie das aller Vagabunden, hatte trotz Dunkelheit und Nebel das Nahen des Mädchens bemerkt und ihre Absicht erkannt. Von dem Haufen Bauholz, auf das er sich zum Schlafen gedrückt, war er hinuntergeglitten und hatte gerade zur rechten Zeit die Arme ausgestreckt. Jetzt bemühte er sich, neugierig, die Gesichtszüge des sich noch wilder sträubenden Mädchens zu erkennen.

„Was? Du bist es, du —“ sagte er bestürzt — „ich kenne dich ja, du bist die Rose, die meinem Arbeitsgeber gegenüberwohnte, dicht neben den Bauplätzen ... erinnerst du dich meiner nicht mehr? Nun freilich —“ und hier begann er, egoistisch wie alle Unglücklichen, die eigene Leidensgeschichte zu erzählen — „ich bin mager genug geworden, seitdem ich keine Arbeit mehr fand! Sie jagten mich von der Baustelle, weil ich nicht kräftig genug war, um länger durchzuhalten, und seitdem bin ich obdachlos und schlafe, wo's gerade geht. Aber du? Ich glaubte, du seiest reich und wohntest bei deiner Mutter und hättest Arbeit genug in der Blumenfabrik.“

„Die Mutter“, sagte das Mädchen, indem ein Schluchzen in ihrer Stimme aufstieg, „ist tot seit ein paar Wochen; sie ist überfahren worden, weil sie kurzsichtig geworden vom vielen Nähen. Aus der Wohnung haben sie mich ausgewiesen, weil ich die Miete nicht im voraus erlegen konnte, und aus der Fabrik mußte ich auch, weil der Herr ...“

Sie brach ab, denn ein Schüttelfrost von Gram und Ekel packte ihre schlanke Gestalt. „Ich konnte nicht bleiben,“ wiederholte sie wie zu sich selbst, „ich konnte nicht tun, was er verlangte — nein, nimmermehr.“

„Verstehe schon, verstehe schon, Rose“, sagte der Bursche, indem er mehreremal mit dem welken Kopfe nachdenklich nickte wie eine Pagode. „Aber bleibt dir denn gar nichts übrig, nicht ein Ausweg, nicht eine Hilfe? Es gibt ja Vereine genug von Gräfinnen und vornehmen Damen, die in ihren schönen Wagen um-

herfahren und sammeln, und Feste veranstalten zugunsten der Armen — ich versteh' davon wenig, denn für uns Männer fällt doch nichts dabei ab, da heißt's nur immer von vornherein: ‚arbeitet, arbeitet!' und unser erbarmt sich höchstens das Krankenhaus oder die Polizei — aber du, arme kleine Rose, solltest doch Hilfe finden können. Hast du's schon versucht, recht ernstlich versucht?"

„Ich habe es," sprach sie mutlos, „aber umsonst, immer umsonst. Wenn ich mich melden ließ, waren die Vorstandsdamen stets in Beratung, oder ausgefahren. Und da, in den großen Häusern, sind die Türsteher, die Diener alle so grob und vornehm ... das erträgt eben nicht ein jedes. So zu denken ist zwar sündhafter Stolz, und darum habe ich dort oben gebettelt, wirklich gebettelt, doch keiner von allen, die so fröhlich vorübergingen am Weihnachtsabend, fand eine Gabe für mich. Das ist ein Wink Gottes, daß ich nun ganz verlassen bin, und darum will ich gern fort von hier, denn drüben gibt's keinen Hunger und keine Kälte, vielleicht finde ich da sogar die Mutter wieder ... und wenn nicht, so bin ich doch wenigstens tot und nicht so ganz erbarmungslos verstoßen."

„Nein, Rose," rief plötzlich der Bursche, indem ein matter Zug von Freude in sein mageres Gesicht kam, „du bist nicht ganz verlassen, gewiß nicht. Daß ich hier sein mußte, gerade jetzt, ist sicher mehr als bloßes Ungefähr, vielleicht gar ein Zeichen, daß es uns beiden noch einmal gut ergehen kann. Wenn du's wissen willst,

Rose ... du warst immer freundlich zu mir, und deswegen habe ich dich lieb, mehr vielleicht, als du's denkst. Wie wär's, wenn wir uns heirateten, im Frühjahr, wenn die Zeiten besser geworden, und arbeiten würden und unser bißchen Erwerb zusammentäten? Das reichte dann ja vielleicht zum Leben und so weit sogar, daß wir des Sonntags herausgehen könnten aus Rauch und Staub auf die Wiesen oder in den Wald, dahin, wo's grün ist — und da würden wir noch manchmal fröhlich sein ... nicht wahr, kleine Rose, du wirst mir's nicht antun und dahinein gehn, ins kalte schmutzige Wasser? Nicht wahr, du willst leben bleiben, um zuweilen noch ganz bescheiden ein wenig glücklich zu sein?"

Sie hatte ihm, auf dem Holzstoße sitzend, schweigend zugehört, über ihre kindlichen, verhärmten Züge war sogar ein Lächeln geflogen, doppelt lieb, weil es dort ungewohnt schien und nicht recht am Platze. Nun wich auch schon dieses Lächeln langsam und wie ungern.

„Nein, nein, mein armer Junge," sprach sie ergebungsvoll, fast wie eine junge Mutter, indem sie leise mit der Hand über das struppige Haar des Vagabunden strich — „es wäre alles umsonst. Sieh, wenn wir uns zusammentäten, da würden Kinder kommen und mit ihnen noch mehr Sorgen. Kinder sind gut für die Reichen. Wir hätten oft nicht satt zu essen, und du weißt ja: wo die Krippe leer ist, beißen sich die Pferde. Du würdest anfangen zu trinken, und dann — sage selber — was würde wohl das Ende sein?"

Er konnte nichts darauf erwidern, sondern nickte nur trübselig und zog fröstelnd bald das eine, bald das andere Bein mit den durchlöcherten Sohlen in die Höhe. „Ja," platzte er endlich heraus, „immer liebhaben können sich die Menschen freilich nicht."

„Siehst du," sprach sie traurig lächelnd, „du selbst weißt, daß uns so nicht geholfen wäre. Aber wenn ich nun zum lieben Gott komme, werde ich ihn bitten, daß er dir's gut gehen lasse. Vielleicht erhört er mich, da ja heut' gerade Christabend ist."

„Ach der liebe Gott!" sprach der Junge mutlos, „der hat so viel mit den Reichen zu tun. Uns arme Leute hat er gewiß vergessen."

Er zuckte plötzlich zusammen und drückte sich gegen das Bauholz. Sein Gehör, scharf wie dasjenige aller gehetzten Kreaturen, hatte den Schritt eines Wächters vernommen, welcher weit davon im Nebel vorüberging. Es fiel ihm nicht ein, den anzurufen, um dadurch vielleicht — und sei's auch nur für den Augenblick — das unglückliche, verstörte Mädchen zu retten. Den Gedanken faßte er überhaupt nicht. Verjagt, verschüchtert, fürchtete er, wie immer die Elenden, zunächst die Polizei. Erst nachdem längst Stille geworden war, richtete er sich vorsichtig wieder auf.

„Es geht nicht länger", sprach das Mädchen entschlossen, indem sie sich erhob. „Ich möchte dir gerne was Gutes tun, weil du freundlich zu mir gewesen bist, aber ich habe ja eben nichts ... halt, doch, nimm mein Umschlagetuch, und hier ist auch noch ein Stück Brot;

alt sind beide, aber du wirst sie trotzdem brauchen können. Mein Kleid kann ich dir nicht geben, denn ich möchte gern anständig daliegen, wenn sie mich herausfischen, Gott weiß wo."

In ihre Augen schossen schwere, heiße Tränen, die sie mühsam niederkämpfte, um dem schlotternden Jungen vor ihr das Herz nicht noch schwerer zu machen. Der hielt Brot und Wolltuch in der Hand, sprachlos über so viel Besitz.

„Wenn's doch einmal sein muß," stotterte er, das Tuch streichelnd und schon halb getröstet, „so müssen wir ein Ende hinuntergehen, bis wir hinters Wehr kommen ... du weißt," fügte er hinzu, weil er den Schauer nicht bemerkte, der die Gestalt des Mädchens schüttelte, „'s ist nur wegen des Gefundenwerdens. Das Wehr hat große eiserne Haken, viel schärfer als Sensen, und darin bleibt alles hängen, was über Nacht aus der Stadt treibt. Das holen sie dann am Morgen heraus mit Netzen und Stangen, und wenn sie einen Ertrunkenen finden, so wird er ausgestellt und dann im Spitale zerschnitten ... aber hier, wo wir jetzt sind, wird der Fluß breiter und schießt an Inseln vorbei in großen Wirbeln, drüber dicke gelbe Weiden stehen, wo's so tief ist, daß man nicht mehr fischen kann. Und dann geht's weiter durch Schilf und große blühende Wiesen — ich bin mal dort gewesen, es war ganz wunderschön —, wo Sicheln klingen und wo drüber der Wind geht, und wo so gute Luft ist und Sonnenschein dazu. Und endlich kommt man ins Weltmeer, das fließt in den Himmel hinein, an großen glück-

lichen Ländern vorbei, wo's keine Kälte gibt und keinen Hunger, wo die Leute Zucker essen, und wo ewig die Sonne scheint ...

„Rose, Rose" — schrie er auf, weil inmitten eines prasselnden Schauers von Regen und Schnee das Mädchen einen Sprung getan und am Ufer kniete, mit gefalteten Händen, über die schwarzen dahinarbeitenden Wasser nach oben schauend.

„Rose, tu's nicht," heulte er, von Angst geschüttelt — „du sollst am Leben bleiben, hörst du, Rose? Steh auf, oder ich rufe um Hilfe ..." und wirklich begann er in den Sturm hinein zu greinen mit seiner schwachen, heiseren Stimme.

Sie streckte abwehrend den Arm gegen ihn, zog ein Messingkreuz hervor, das sie an einer Schnur im Mieder trug, und sank betend zusammen; sie weinte bitterlich, denn Sterben fällt schwer, wenn man jung ist. Ihr gelöstes Haar trieb der Wind nieder zum Strome, der gurgelnd und leckend an die Pfähle klatschte, in dunkeln Wirbeln spärlichen Laternenglanz mit sich reißend, Eisschollen, Überreste allerhand, Abfall der Großstadt.

Er mochte das Ende nicht ansehen und lief davon, den schwarzen durchlöcherten Schal um seine spitzen Schultern geschlagen. Er lief, so rasch er konnte, in einem eigenen hinkenden Trabe, und im Laufen biß er gierig in die geschenkte Brotrinde, während über sein Gesicht die Tränen stürzten, schweigend, bitter, unaufhaltsam.

Auf den Brücken, in den Straßen war es stiller geworden, das Gewühl hatte sich merklich gelegt. Im

Nebel dämmerte mählich eine weiche, sich langsam breitende Helle auf; man begann wohl in den Häusern die Lichter der Christbäume zu entzünden.

„Horch — was war das?“ sprach ein Wächter zu seinem Kameraden, indes er aus dem Schutze des Pfeilers heraustrat, in dessen Einsprunge beide gestanden hatten, beim Scheine der flackernden Laterne plaudernd.

„Was wird's sein?“ sprach der ältere, indem er sich fester in die Dienstkapuze wickelte. Heute geht keiner ins Wasser, 's ist viel zu naßkalt und außerdem auch Heiligabend.“

Ein Herr, im Pelzkragen vergraben, kam, das Wetter verwünschend, den Kai entlang. Er führte einen großen rauhhaarigen Hund, der trübe, mit gesenktem Kopfe ihm nachtrollte; plötzlich witterte das Tier dem Strom zu, zerrte gegen die Leine und stieß ein helles, langgezogenes Geheul aus.

Der Herr, welcher nichts gehört hatte, zog die Leine fester, gab dem Hunde einen Fußtritt und rief:

„Kusch, Canaille.“ —



Die Rache ist mein



Das war ein unheimlicher, trüber Tag, der seine Nebel über die Trancheen deckte wie ein Leichentuch, während krachende Geschütze den Weg durch Kiesellehm zwangen und begeisterte Bataillone jubelnd über Bergkuppen kletterten, aus Schluchten tauchten, dann in dunklen, schlechtgesammelten Haufen vorliefen und unter dem schmetternden Feuer des Feindes nicht mehr zurück-konnten, sondern liegen blieben, schwarze, zähe Massen, zusammengeballt, von Lehm und Blut triefend, überströmt vom klatschenden Platzregen.

Bei sinkender Nacht, während Wolken immer dichter und schwerer über das Schlachtfeld zogen, als wollten sie es abwaschen mit kalten Schauern, ging die Armee rückwärts. Betrunkene Regimenter, die nicht ins Feuer gekommen waren, versperrten die Felder und heulten Sieg, während verirrte feindliche Granaten Splitter in sie warfen und surrende, vom Boden geschälte Grasschollen. Dann kam, meilenfern, eine öde Fläche, wo Kosakenpatrouillen durcheinander ritten, wo hinter rasch aufgeworfenen Schützengräben Bataillone lagerten. Später ein leichter Höhenzug, dahinter graue Zeltgassen, sich kreuzend, große Tannenbüschel als Wegweiser dazwischen. Eine Wagenburg stand mit zusammengefahrenen Rädern, die Packpferde in dunklem Klumpen mit gesenkten Köpfen. Eine schwere Batterie, in Eilmärschen herbeigezogen und im aufgeweichten

Boden verlassen, reckte, halb versunken, ihre Wagenmassen und die blanken, neuen Geschützrohre schräg über das Lager hin.

In dieser Aufnahmestellung lagen Garde- und Linienbrigaden, dezimierte wie noch unbeschossene, hastig zusammengezogen, das Gros für die morgige Operation bildend. Die Soldaten, welche, wo immer sie ein wenig Schutz fanden, zusammengedrängt lagen und schliefen, kannten nicht ihren neuen Führer; man wußte nur, daß ihn der Zar vor wenigen Tagen von einer entfernteren Stelle des Kriegsschauplatzes herbeigezogen und in der Stunde der Gefahr mit einem hohen Kommando betraut hatte.

Im Zelte des Befehlshabers ging ein Kriegsrat zu Ende. Von einer Anzahl Offizieren umgeben, zog der General die letzten Rotstiftstriche über einige halb durchweichte Feldkarten und erhob sich grüßend. Als das Zelt leer geworden, rückte er, ermüdet, den Sessel ans Feuer und zog einen Brief hervor, den er seit Tagen an der Brust bewahrt haben mochte. Der schmale Papierstreif enthielt nur wenige Zeilen.

„Soeben erfahre ich, daß Wassil in Ihre nächste Umgebung kommandiert ward. Wenn ich als Russin auch stolz sein muß, ihn vor dem Feinde und unter Ihrem Befehle zu wissen, so blutet doch das Herz der Mutter in namenlosem Bangen. Er ist mehr als mein Sohn — er ist die Verkörperung meiner und Ihrer unermeßlichen Schuld — in seinem Glücke nur, in seinem Wohlergehen liegt das Symbol der Vergebung Gottes. Kehrt

er heim aus diesem entsetzlichen Kriege, dann will ich an Vergebung glauben, dann wollen auch wir, entsühnt, uns wiedersehen. Wachen Sie über dem Heile, über dem Leben meines Kindes. Raissa."

„Ich will es", sprach der General leise und faltete den Brief. Ehe er ihn an der Brust barg, preßte er seine Lippen auf das zerknitterte Papier, dann rief er seinen Adjutanten. „Ich lasse den Leutnant Trekuroff zu mir bitten."

* * *

General Graf Wassil Barinski hatte, selbst nach russischen Begriffen, eine ganz außergewöhnliche Laufbahn zurückgelegt. Er war überhaupt eine außergewöhnliche Erscheinung; den Petersburger Kreisen, in denen man doch sonst seine Grade zu erobern pflegt, entfremdet, weil er das Lagerleben im Kaukasus und gegen die Turkmenen vorgezogen hatte. Man wußte nur unbestimmt, daß ein Schatten auf seinem Leben sei, etwas Unaufgeklärtes. Die Männer rieten auf eine Liebesgeschichte oder ein fatales Duell, die Frauen, der idealere Teil der Gesellschaft, seltsamerweise auf Schulden. Einmal stieg das Gerücht auf, daß Wassil bei Hof in Ungnade gefallen sei, und dies reichte völlig hin, um fortab alles, selbst menschliche Anteilnahme, von ihm fernzuhalten.

Graf Wassil Barinski hatte allerdings einen Roman in seinem Leben. Früh verwaist, verlebte er die reiche Mußezeit, deren er sich während seines Dienstes in der

Chevaliergarde erfreute, gewöhnlich in Südrußland auf den ausgedehnten Besitzungen seines Vetters Trekuroff. Dieser ältere Vetter bewahrte auf einem seiner Schlösser aus Familienpietät zwei alte Tanten nebst einer Cousine, welche er kaum kannte. Raissa war ein herbes, schönes Mädchen von siebzehn Jahren, eine kleine Despotin der Steppe, die sie im Sattel eines kleinen bissigen Kosakenpferdes tagelang durchstreifte. Wassil, auf der Schnepfenjagd verirrt, entdeckte sie eines Tages, als sie, an einem Zaune sitzend, die Finger schwarz von gepflückten Brombeeren, ihrem Pony aus einem Buche vorlas. Seit jener Begegnung veränderte Raissa sich merklich, zwängte ihr rebellisches Haar in Flechten und bemühte sich, zur unendlichen Genugtuung der Tanten, wohlgesittet zu werden. Wassil war seinerseits auffallend zerstreut, sogar finster, kam immer häufiger auf Besuch, und riß eines Abends, während der Herbstwind die Baumkronen im Parke durcheinanderschlug, seine Cousine an sich und küßte sie auf den Mund. Sie sprachen kein überflüssiges Wort, denn die Liebe erblüht schnell auf der Steppe und die Herzen dort sind fest und klar und so zuversichtlich auf heitere Tage, wie das lange Morgenrot der südöstlichen Sonne.

Verwunderung und Jubel herrschten tags darauf im geräumigen Heim des Vetters Trekuroff. Dieser durchlief die Zimmer seiner Jagdgäste und verbreitete die Kunde, daß Wassil, der Gardechevalier, die „Waldcousine“ heiraten werde. Dann erfolgte großes Galadiner, und gleich darauf reiste Wassil nach Paris, um,

wie der Vetter sich ausdrückte, die Perlenzäume für seine junge Steppenbraut einzuhandeln.

Nach drei Wochen schrieb Wassil aus Genua. Kein Brief später, nur plötzlich ein lakonisches Telegramm, welches Postpferde nach der Station befahl. Als der Wagen durch die Schloßeinfuhr dröhnte, stand Raissa im Empfangszimmer, bräutlich schön, mit niedergeschlagenen Augen. Er schritt rasch auf sie zu, als wolle er ihr zu Füßen fallen, dann besann er sich und hob, jäh entschlossen, die Stirn.

„Ich will offen sein, wie's Ihrer würdig ist, Raissa. Geben Sie mir mein Wort zurück — ich liebe eine andere."

Eine Ohnmacht griff sie an, aber ein Strom trotzigen Blutes kam ihr zu Hilfe, und um ihren Stolz zu retten, fand sie blitzartig eine unerhörte Entgegnung.

„Das trifft sich glücklich," sprach sie, indes ihre schlanke Gestalt sich schaudernd, aber vollendet vornehm emporreckte, — „denn Sie blieben lange aus und auch mein Herz ward Ihnen fremd ..."

Wassil grüßte tief und verschwand; sie schritt die Gartentreppe hinab zu den Beeten, drauf Anemonen und erste Veilchen blühten. Unbefangen erschien sie bei Tische, um von der Sinnesänderung ihres Vetters achselzuckend und so gelassen zu plaudern, als habe der jähe, ungerechte Schlag, den sie erfahren, einer Fremden gegolten. Sie lachte fröhlich, ohne Bitterkeit, und nahm ihre lang vernachlässigten Ritte in die Steppe mit neuem Eifer auf.

Die zurückgegangene Verlobung erregte weit über die Grenzen des Gouvernements hinaus maßloses Aufsehen. Am meisten wunderte sich der Vetter Trekuroff, dem erst jetzt die volle, sieghafte Schönheit Raissas so recht ins Auge fiel. Da er ein guter, taktvoller Mann war, der Skandale haßte und außerdem das Bedürfnis fühlte, die Stellung des unter seinem Dache so schwer gekränkten jungen Mädchens zu befestigen, bot er ihr seine Hand an. Raissa willigte unbedenklich ein und schritt diamantensprühend zum Altare, lächelnd wie eine Königin.

Nach wenigen Monaten kehrte Wassil unangemeldet zurück. Trekuroff, zuerst befremdet und verlegen, nahm diese Rückkehr für einen Beweis ungetrübter Freundschaft und war im Grunde darüber seelenvergnügt. Raissa erbleichte bis in die Lippen und reichte „dem Jugendfreunde" unbefangen die Hand. Es war später Abend; der Salon, in der Nachlässigkeit langen Bewohntseins, mit den weichen Teppichen, dem Tische und der Auswahl durchwühlter Pariser Journale, lag im Schatten der rotseidenen Lampenschirme. Trekuroff, der stets rücksichtsvolle, ging in das Nebenzimmer, um Briefe zu erledigen. Am Fußende des Sofas, drauf sich Raissa zurückgelehnt, stand Wassil mit weißen Lippen und beichtete.

„Das Wesen, dem ich alles geopfert, alles — bedurfte des Mitleids. Sie hieß Vera Timofejewna und stammte aus einem Fürstenhause, älter als dasjenige unserer Zaren. Ihre Mutter lebte fern von Rußland in übertünchtem Elend, vom Glanze ihres Namens

zehrend, von Gläubigern verfolgt, von Hotel zu Hotel gejagt, über einen Kreis von Glücksrittern gebietend. Mit sich schleifte sie ihre Tochter, ein halbes Kind, welche sie behandelte wie ein noch unverwertbares Staatspapier. Ihre letzte Hoffnung — und Gott weiß, was für Hoffnungen sie hegte — lagen auf jenem Kinde, dessen Scheitel fromm und glatt gekämmt, dessen Herz vor der Zeit in der Schule der Mutter ein Abgrund von Egoismus, Berechnung und Schlechtigkeit geworden war. Wie gut verstand die kleine Vera, kaum halbreif, die Blicke der Herren zu deuten, welche ihre flache Brust, ihre mageren Arme auf kommende Fülle abschätzten, während die Fürstin-Mutter zum Bankhalten aufmunterte und den Champagner verdächtig reichlich fließen ließ ... Der Zufall führte mich in jene Kreise, und die kleine Vera, welche der seltene Anblick eines ehrlichen Gesichtes zu fesseln schien, begann von ihrem Leben zu plaudern und zu klagen. Sie erzählte, daß sie es herzlich satt habe, oftmals aus dem Schlafe gerissen und in das Coupé eines Nachtzuges gepackt zu werden, der von Paris nach Neapel oder von London nach Wien die Mutter trüge, wenn die Wirte nicht mehr borgen wollten oder die Polizei begänne unbequem zu werden ... Wir leben nur in Gasthöfen, schlafen auf den roten Polstern der Eisenbahnwagen und kleiden uns aus unseren Koffern ...' Ein solches Dasein sei ihr unerträglich, sie sehne sich so sehr nach einem ruhigen, still bescheidenen Orte, sie wolle so gern eine brave, dankbare kleine Frau werden — aber dieses Glück eben bliebe ihr wohl ewig versagt —

„Sie war unsagbar lieb und schön, und hatte, während sie dies alles leichthin erzählte, die Augen eines bekümmerten, mißhandelten Geschöpfes, das mit Füßen getreten wird und stumm ergeben leidet, ohne sich wehren zu können.

„Ja, sie hatte schöne, rätselhafte, gequälte Schlangenaugen! Der lähmende Bann, den sie mir unabwälzbar auflegten, hatte nichts mit einer jäh auflodernden, sinnlichen Leidenschaft gemein. Wäre dem so gewesen, verböte mir ein Rest von Selbstachtung und Scham, vor Ihnen zu erscheinen. Ich fühlte nur Mitleid für jenes Kind, tiefes Mitleid. Aus dieser großmütigen Regung erwuchs eine Begierde, die in jedes Mannes Brust schlummert, die verborgenste wohl, aber auch die verlockendste, törichteste, verderblichste — die Sucht, eine strauchelnde, vielleicht schon gefallene Frau retten, einem Wesen, das den sittlichen Halt verlor, die eigene starke Seele zum Stützpunkt bieten zu wollen. Das ist kein Edelmut mehr, sondern Wahnsinn. Aus meinem Herzen stahl ich die Liebe zu Ihnen, der Reinen, und bemühte mich, sie in wildem Schöpferdrange dem Wesen einzuhauchen, das sich, wie die Lehmscholle aus einem Graben, meinem Fuße angeklebt! Ich kaufte sie der Fürstin-Mutter ab, trug sie aus den Kreisen hinaus, drin sie zu frieren vorgab, und begann mein Pygmalionswerk. Aber was fand ich? Ein launisches, welkes Kind, ein verlogenes, kleinliches, jeder Erhebung unfähiges Herz, ein Häufchen früh ausgebrannten, trostlosen Schuttes. Sie hatte sich offenbar schon mehr als

einmal ‚retten lassen'. Nach kurzer Zeit entlief sie mir und kehrte zu der problematischen Hotelexistenz zurück, für die sie eben geboren war. In den Salons der Fürstin-Mutter heiße ich seitdem Pygmalion. Das Erwachen nach einer erlittenen Schmach ist schrecklich, besonders wenn sich mit ihr der Fluch der Lächerlichkeit paart. Aber ich bin zu krank, als daß ein solcher Stachel mich noch schmerzen könnte. Für mich gibt es, wie ich glaube, keine Rettung mehr; ich erkenne meine Lage klug und klar, wie ein Arzt die Krankheit nennt, die ihn selbst ergriffen hat. Der Schiffbruch meiner Jugend, meines Stolzes, meines Glaubens ließe sich vielleicht überstehen, nicht aber kann ich das Bewußtsein tragen, Ihre Liebe verscherzt, verloren zu haben. Sehr glücklich würde ich sein, wenn Sie mir nach meinem Bekenntnisse einen Rest von Achtung und später ein mildes Gedenken nicht versagen möchten. Jetzt will ich Ihren Gemahl bitten, mir eine kurze Zeit der Ruhe und der Sammlung, deren ich sehr benötigt bin, unter diesem Dache gestatten zu wollen. Gewähren auch Sie es, denn Sie tun damit lediglich ein Werk des Erbarmens."

Er verneigte sich wie vor der Mutter Gottes von Kasan, Raissa lag im Diwan zurückgelehnt mit geschlossenen Augen. Trekuroff kam wieder und hob, sich entschuldigend, den herabgesunkenen Schirm einer Lampe. Wassil führte, geblendet, die Hand zu den Augen; sein Kopf war alt geworden in wenigen Wochen, das Haar lichter, die Züge krankhaft geschärft. Trekuroff, wohlerzogen und korrekt, unterdrückte mit Mühe einen Aus-

ruf der Teilnahme. Nur als der Tee vorüber war, nötigte er Raissa ans Klavier, um dem Gaste — Ironie war ihm fremd — etwas recht Aufheiterndes zu spielen. Raissa begann eine wilde spanische Tanzweise, und er stand bewundernd hinter ihrem Stuhle; sie spielte aber so heftig und schnell, daß er es versäumte, die Blätter umzuwenden. Wenn er dann seinen Irrtum erkannte, lachte er voll und kräftig, indessen er, eifrig umblätternd, Raissas Haar streifte, über dessen blauschwarze Fülle das Kerzenlicht weiße Strahlen wob.

Sie endete den Vortrag mit einem hastigen, unsicheren Griffe. Wassil kam mit dankender Verbeugung aus seiner Ecke hervor und verabschiedete sich. Er fühle sich krank, und erhoffe Besserung durch Ruhe und Einfluß der herben Steppenluft. Er wünsche sein gewohntes Zimmer zu beziehen, und bäte im voraus um Nachsicht mit der Zurückgezogenheit, die er sich fürs erste notgedrungen auferlegen müsse.

Er verschwand und kam im Laufe der folgenden Wochen nicht zum Vorschein; da das Schloß von Gästen selten leer wurde, fiel seine Abgeschlossenheit wenig auf. An einem Hochmittage traf er Raissa weit unten im Parke. Sie saß im Sonnenscheine; der Sommerwind spielte mit ihrem weißen Gewande, hob von ihren Schultern das lose, tiefdunkle Haar und wehte es fester um ihr gesenktes, feines, strenges Profil. Sie waren ganz allein; durch die Gartenstille plätscherte hörbar ein Bach über Kiesel und Ellerstauden; verirrte Schwalben schossen gewitterbange niedrig über die Baumkronen hin.

„Was führte Sie hierher — zurück zu mir?" begann sie mit ruhiger, goldklarer Stimme.

„Eine Laune," entgegnete er müde und ernst, „besser gesagt, ein Wunsch. Vielleicht auch ein Verhängnis. Treibt doch jeden Verbrecher eine geheimnisvolle Macht nach der Stätte zurück, wo er gesündigt. Ich durfte mir die letzte Qual nicht ersparen: Sie elend zu sehen. Denn elend sind Sie an Trekuroffs Seite — es mußte so kommen. Noch ein anderes zwang mich hierher: ich wollte nicht sterben mit diesen Lippen, die noch befleckt sind von häßlichen, schmachvollen Küssen, keinen solchen Nachgeschmack mit in das Grab nehmen, der allbarmherzigen Erde kein ganz vernichtetes, entweihtes Herz wiedergeben. Ich will entsühnt sein, Raissa ... ich will noch einmal hören, daß du mich geliebt hast und jetzt noch liebst —"

Den Kiesweg entlang flog ein stechend warmer Wind, die Kronen der Ulmen murrten auf; über die Steppe zog rasch ein Gewitter heran.

„Komm," sagte Raissa, „und höre meine Antwort." Sie nahm seinen Arm und tat, daran geschmiegt, langsam einige Schritte. Durchs Blättergewirr peitschten Tropfen, der Park war dunkel geworden. Aus seiner Tiefe leuchtete die Eremitage auf, ein Gartenhaus, aus weißen Birkenstämmen gezimmert, altmodisch, mit geblümten Tapeten und verschossenen Seidenpolstern. „Dich habe ich um Verzeihung zu bitten, dich allein", sprach sie, indem sie verklärt, glückselig zu ihm emporsah. „Ich nahm in einem bösen Augenblicke die Hand

des andern — aus Groll und Stolz, einzig, um dich zu strafen, einzig, um dir zu zeigen, daß ich dich, sogar dich vergessen könne! Aber fortgeliebt habe ich dich immer und bin niemals irre geworden an dir, glaub mir, niemals! Und nun, du Stolzer, Großmütiger, kenne ich dich ganz. Aus Großmut warfst du deine Liebe weg an eine schwächere — welch Weib, welch echtes Weib vergäbe das nicht? Meinen Teil von Liebe doch behielt ich für mich. Er ist groß genug für zweie, selbst für Stolze! Wollen wir teilen — Pygmalion? ..."

Ein blauer Blitzstrahl zuckte durch die Scheiben und der Donner begrub den Südsturm in den Baumkronen, die braune, triefende Steppe lag dunstig im heißen Regen.

Und die Vögel sangen wieder, über dem aufatmenden Parke ging die Sonne zuckend, blutrot nieder.

Den Weg hinab wandelten zwei hohe Gestalten, still und mit blassen Stirnen. So schritten dereinst wohl die ersten Menschen aus dem blühenden, traumhaften Eden ins Leben hinaus.

Noch einmal neigte sich der Mann, aufschluchzend, über die Hand der Frau, und sie malte das Kreuz über seine Stirn und sprach mit weiten, schuldumflorten Augen:

„Leb wohl und laß uns büßen."

Vom Schlosse her kam Trekuroff, umbellt von seinen braunen Hunden; er schwenkte von weitem fröhlich den breiten Gartenhut. — — —

Graf Wassil Barinski erbat bedingungslose Aufnahme in die Armee, wurde auf Probedienst nach Sibirien und bald darauf nach dem Kaukasus geschickt. Dort ereilte

ihn ein Brief Trekuroffs, welcher bat, er möge bei einem Sohne, den ihm Raissa gegeben, Patenstelle vertreten. Wassil sandte als Antwort einen Altarschmuck für die Kirche, in welcher Trekuroff und Raissa getraut worden. Dann wußte man nur, daß er in Westasien kämpfe; nach Jahren kam er als Oberst, notgedrungen, nach Petersburg, um das Sankt Georgs-Kommandeurkreuz entgegenzunehmen. Er sah niemals das Ziel seiner Sehnsucht wieder, das Schloß mit den weißen Giebeln, schimmernd herausgrüßend aus der braunen südrussischen Fläche.

Und nach langjährigem Büßerkampfe erlebte er den Tag, an dem sein Vaterland, das große heilige Rußland, durch inneren Verfall und äußeren Kriegsandrang auf seinen morschen Riesenpfeilern zu wanken begann. Nach verlorenen Schlachten, über gestürzte Größen hinweg rief ihn der Zar zur Rettung, stellte ihn an die Spitze von Tausenden und legte in die Hand, die nie gezittert hatte, seit sich Raissas schmale Finger zum letztenmal darin gebettet, den Feldherrnstab ...

Das war Graf Wassil Barinskis Roman; er zog noch einmal an ihm vorüber, rasch, wie über die Zeltwand das Flackerlicht der krachenden Scheite.

* * *

„Leutnant Trekuroff", sprach eine feste, wohltönende Stimme.

Das war wie ein Klang von Raissas Lippen, nur metallischer und tiefer, da waren auch Raissas dunkle Augen, nur daß sie aus einem gebräunten Jünglings-

gesichte strahlten, welches voll jugendlicher Erregung und Begeisterung auf den gefeierten General blickte.

„Gott zum Gruße", sprach Barinski und bot beide Hände dar. Er mußte alle Selbstbeherrschung aufbieten, um den jungen Mann nicht ans Herz zu pressen, allein die Blicke der beiden loderten zusammen in einer Regung von leidenschaftlicher Bewunderung auf der einen, stolzer Liebe auf der anderen Seite.

„Und nun müssen Sie viel erzählen", begann der General mit herzlichem Tone. „Zunächst aber sollen Sie mein Gast sein", fügte er hinzu, indem er Brot und einen Rest Kapwein auf den Tisch schob. „Besseres kann ich Ihnen leider nicht bieten, aber selbst um dieses wenige und um das warme Feuer hier dürften uns die armen Kameraden in den Trancheen noch beneiden. Das erste Glas, welches wir zusammen trinken, soll Ihnen selbst gelten, Ihrem Heil und Ihrem Wohlergehen! ... Doch nun nehmen Sie vorlieb und erzählen Sie von Ihren Eltern, Ihrer Jugend, Ihren Hoffnungen."

Er lehnte sich zurück und betrachtete milden, glücklichen Gesichts den jungen Offizier, der frisch und offen von seiner fröhlichen Jugend zu plaudern begann, von allerhand kleinen Begebnissen aus dem Familienleben, die heiter an ihm vorüberzogen, für Barinski jedoch von süßschmerzlicher Bedeutung waren. Der Vater habe in den letzten Jahren reges Interesse an großen landwirtschaftlichen Unternehmungen gewonnen, welche den Wohlstand des Gouvernements, sowie den Wert der Güter bedeutend zu heben begännen; die Mutter lebe

eigentlich nur, um Gutes zu tun, die Hütten der Armen aufzurichten, anspruchslose Hospitäler zu erbauen, eine echte Mutter nicht nur für die Ihrigen, sondern für alle, welche trostbedürftig und leidend schienen. Sie sei noch immer schön wie eine Heilige und geliebt wie eine solche, nur fast allzu still, allzusehr sich opfernd für andere, wunschentsagend, goldspendend mit klugen Händen ... und während der junge Offizier dies seltene Frauenleben schilderte, lag auf seiner hübschen, ehrlichen Stirn aller Widerschein des Segens, den die Küsse einer solchen Mutter gewiß nicht vergeblich darauf geprägt hatten. So stand er vor Barinskis entzückten Augen, begeistert plaudernd, kräftig und bescheiden, treuherzig, dabei formvollendet und selbstbewußt, das prächtige Gemüt gewiß noch heißer Jugendideale voll.

Wassil begriff nun, daß Raissas einziges Glück auf ihrem Sohne ruhe, den sie in bitterer Sorge und Herzensangst großgezogen, über dem sie gewacht, den sie weit heftiger und abgöttischer liebte, als Mutterliebe allein es vermag. Offenbarte doch sein herrliches Gedeihen, daß jene Schuld, die ihm das Dasein gegeben, sich nicht rächen wolle an ihm nach dem Worte des finstern Bibelspruches, sondern daß sie hinweggebetet, fortgeweint, gesühnt sei durch den Büßergang zweier Menschenherzen, die stolz geblieben selbst nach dem Sündenfalle, die sich mutvoll aufgerafft hatten, und deren Leben seitdem Entsagung, Kampf und Arbeit gewesen.

Eine kleine Pause entstand; vor dem Zelte wechselten die ablösenden Posten ihre Gewehrgriffe.

„Erzählen Sie weiter," mahnte der General herzlich, „Sie ahnen nicht, wie sehr Ihre Worte mir wohltun. Noch eins," fügte er nach langem Kampfe hinzu, mit bittender, fast schüchterner Stimme, „ich kannte Ihre Eltern von Jugend auf ... wollen Sie mir erlauben, das heißt, wäre es Ihnen nicht störend, wenn ich als alter Freund — als zweiter Vater etwa — das trauliche Du gebrauchte? ... O, um so besser," sprach er ganz glücklich, als er sah, daß der junge Offizier vor Freude errötete, „es ist etwas Liebes um dieses Wörtchen, wenn man sein Leben hindurch engeres Glück entbehrt hat — ich nenne sonst keinen so. Aber nun weiter, weiter mit der Erzählung; werde ich doch nicht müde, Näheres von dem Streben, den Plänen und Hoffnungen meines lieben jungen Freundes zu hören."

Wassil Trekuroff beugte sich über die Hand des Generals.

„Ich bin es," sprach er bewegt, „der danken muß für so viel Huld! Ihren Namen wußte ich auswendig, ehe ich lesen lernte — aus den Gebeten meiner Mutter. Und wie wird sie, meine gute Mutter, darauf stolz sein, daß ich Ihr Freund geworden bin! Sie wird mich nun doppelt glücklich umarmen, falls ich heimkehre ..."

Ein Schatten flog unmerklich über seine Züge; der General jedoch ließ die klaren, sinnenden Augen heiter auf ihm ruhen.

„Du wirst heimkehren," sprach er mild, „deine Mutter in die Arme schließen und ihr im stillen einen Gruß von mir sagen, einen Herzensgruß. Außerdem" — er

lächelte sonnig dabei — „würdest du ihr vielleicht das Georgskreuz mitbringen ... dergleichen schadet beim Empfange nie."

„O, könnte ich das erringen," rief Wassil Trekuroff begeistert aus, „so wäre mir doch ein Wunsch, wenigstens ein heimlicher, glühender Wunsch erfüllt! Freilich brächte ich's zuerst nicht meiner Mutter, dieses Kreuz, sondern ..."

„Nicht der Mutter zuerst?" unterbrach Barinski sehr verwundert. „Ach, ich verstehe," fügte er gutmütig, fast kindlich lächelnd hinzu, — „ich ließ dich nicht ausreden — gewiß eine kleine Komtesse aus dem Gouvernement Saratoff — wie glücklich wird deine liebe Mutter werden, wenn auch ein wenig eifersüchtig ..." Er kreuzte sinnend die Arme, als sähe er freundliche Bilder aufsteigen, und dachte bei sich selbst: „Ich werde ihn mit Depeschen zum Zaren schicken — gerade morgen dürfte an meiner Seite kein Platz für glücklich Liebende sein."

„Sie täuschen sich über meine Absichten," sprach Trekuroff mühsam, „doch will ich Ihnen, mein Wohltäter, Vertrauen schenken. Die Frau, die ich liebe, gilt bei uns seit Jahren für eine Fremde. Ich begegnete ihr um Ostern in Italien; es war ein kurzes, seliges Zusammentreffen. Ich folgte ihr und sah sie wieder, bange, süße Stunden lang, vor den unbekannten van Dycks im Palazzo Catani zu Genua ... mein Gott, was ist Ihnen, General ... ermüdet Sie mein Geplauder oder wüßten Sie gar um meine Liebe, wäre jene Frau, deren Geist und Schönheit gefeiert sind in allen Zungen, die zu mir herabsteigen will, um mein treues Weib zu werden, Ihnen

selbst bekannt? O, gäbe der Himmel, daß dem so wäre, daß ich an Ihnen einen Fürsprecher fände, zunächst bei meinen guten Eltern, die freilich mein Glück nicht hindern würden ..."

Wassil Barinski starrte wortlos vor sich hin, mit weitgeöffneten Augen, indessen er mit der Rechten unablässig über die Stirn strich, wie jemand, der von schwerem, lähmendem Traume befallen ist.

„Hauptsächlich aber", vollendete Trekuroff, „einen Vermittler dem Kreise meiner Verwandten gegenüber, unseren Adelskreisen überhaupt, die eine Fremde in ihrer Mitte nun einmal nicht lieben ... und gerade sie hat leider herbe Lose erfahren, obschon sie edel, stolz und makellos ist wie keine ... sie lebte bisher aus Rußland verbannt und stammt aus einem Fürstenhause, älter als dasjenige unserer Zaren ..."

„Ah", stöhnte Barinski rauh und reckte sich jäh vom Schemel empor. „Edel — stolz — makellos, sagtest du? Barmherziger Gott, noch könnte ein Irrtum obwalten... Ihr Bild! Du mußt es bei dir haben — leugne nicht, ich weiß es ... her mit dem Bilde, ich befehle es dir!"

„Ihr Bild —"

Es lag in einer flachen Goldkapsel; die fliegenden Finger des Generals schlossen sich darum mit so wildem Griffe, daß die Hülle aufbarst.

War es ein Spuk? Ihm entgegen zuckte ein feingeschnittenes, elegantes Gesicht, etwas müde vielleicht, etwas welk, aber mit dem alten sieghaften Zuge dämonischer Urmacht, dem grausamen Lächeln der Russalka,

der Teichnixe, die aus Torfmooren höhnt und den Gefoppten mit ihren unabwendbaren Augen in die schwarze Lache hinabzieht ... das knisternde sattrote Haar kräuselte sich um die schmale Stirn wie ein Streifen Lohe; wo es über der Brust zusammenschlug, am Rande des Bildes, stand in langen, feinen Schriftzügen der alte kühne Lockruf: „Je t'adore."

„Vera Timofejewna!"

Der Name brach von den Lippen des Generals wie ein Entsetzensgeschrei, voller Bitterkeit und Schmerz. Zugleich rollte die Kapsel, mit unsäglicher Verachtung fortgeschleudert, über den Boden hin.

„Ganz recht — Vera Timofejewna", wiederholte der junge Offizier, indem er mit funkelnden Augen das Bild aufhob. „Zählen auch Sie bereits zu meinen Feinden? Schade um die Freundschaft, Graf Barinski, die Sie mir soeben angeboten — sie war wahrlich nicht von langer Dauer! Schade darum! Sie sind wohl eifersüchtig auf mich, nicht so, General?"

Barinski antwortete nicht. Er fragte sich, weshalb die Pfade, die Gott uns anweist, denn gar so dunkel seien, und warum Ironie sein müsse in den schwersten Fügungen. Er gelobte sich, fest zu bleiben und seine Pflicht zu tun. Dann ließ er den Kopf auf die Brust sinken und dachte an Raissa.

Trekuroff beobachtete ihn mit einem Angesichte, das eine jähe Veränderung erlitten hatte. Von den soeben noch offenen, frischen Zügen schien jeder Schimmer, jede Jugend hinweggelöscht. Über die Stirne flammte eine

unheilkündende Röte, während die Augen höhnisch sprühten und die wachsbleichen Lippen ein unverstecktes, böses Lächeln zeigten.

„Ich will Ihnen aufhelfen, General," sprach er heiser, „denn Sie sind alt und wissen nicht mehr mit Leidenschaften zu rechnen. Rücksichten schrecken Sie? Wie lächerlich! Waren Sie selbst denn niemals jung? Haben Sie selber nie an Liebe gelitten, an wahnsinniger, markverzehrender Liebe? Jetzt sind Sie freilich ein Heiliger, besonnen und kühl bis an den Rest von Herz heran! Aber damals, als noch Feuer in Ihren Adern kochte, haben Sie stets fein säuberlich nach Rücksichten und Gewissen gefragt? Haben Sie vielleicht Entsagung geübt und Weißfische geangelt? Lassen Sie darum auch mich meinen eigenen Weg gehen und verschonen Sie mich mit Ihrer greisen Bevormundung."

Dem General blieb keine Marter erspart. Er mußte erleben, daß der Sohn, den er seit Jahren mit einer durch die Trennung geschärften Liebe vergöttert hatte, ihm nun gegenüberstand wie ein feindliches, schädliches Wesen, daß dieser Sohn sich durch jede Äußerung, jede Gebärde losriß vom Vaterherzen, stoßweise, grausam, so daß jede einzelne Fiber schmerzte und blutete. Aber er hatte gelernt, sich und andere zu beherrschen.

„Jene Frau", sprach er gelassen, „wird ihren Fuß nicht in das Haus deiner Mutter setzen."

„Hüten Sie sich vor Beleidigung", stammelte Trekuroff, seiner kaum noch mächtig. „Jeden zerschmettere ich, der sich zwischen mich und meinen Willen zu stellen

wagt. Ich habe fremdes Blut in den Adern, Tigerblut, das mich verbrennt und erstickt ... von meinen Eltern stammt es nicht. Gleichviel. Lassen Sie sich's gesagt sein, General, und wecken Sie nicht in mir dieses fremde Blut. Es könnte, bei Gott, uns beide gereuen!"

Barinski erbleichte unter dem neuen Schlage; dann erhob er, einen Hoffnungsschimmer in den Augen, das Haupt.

„Nur eine Frage noch", sprach er feierlich. „Überlege dir deine Antwort, denn vor dem Throne des Höchsten wirst du sie einst wiederholen müssen. Wenn du zur Wahl gezwungen wärest zwischen deiner Mutter und jener Frau — wenn eine von ihnen sterben müßte, um der andern Platz zu lassen auf Erden ..."

„So würde ich meine Mutter beklagen," sprach Trekuroff rasch, „über ihre Bahre aber die Frau zur Hochzeit führen, die ich nun einmal liebe."

Der General bedeckte das Gesicht mit den Händen. Er ist dein Sohn, dachte er bei sich, und ein Schluchzen stieg in seiner Kehle auf.

„Höre mich an", begann er noch einmal. „Du weißt, was Ehre ist? Ein Fremdwort war es im Hause deiner Eltern wenigstens nie. In ein solches Haus paßt nun eben nicht jeder und jede. Jene Frau aber, die du liebst, am allerwenigsten — denn sie ist eine Ehrlose!"

Trekuroff stieß einen Schrei aus wie ein Tier und riß mit entstelltem Gesichte den Säbel aus der Scheide.

„Ich lasse nicht von ihr!" keuchte er mit wutbrechender Stimme. „Hörst du? Niemals! Und mit dem Troste,

Dämon, der du meine Liebe vernichten willst, magst du zur Hölle fahren, denn deine Stunde ist jetzt gekommen: ich töte dich — du Verfluchter!"

Barinski hob wild die Faust — nicht zur Abwehr — sondern schlug sie schwer vor die eigene Stirn.

„Das ist die Schuld," sprach er laut, „die Schuld, die sich rächt! Die Stimme des Blutes ist erloschen — dich wenigstens, Raissa, will ich schützen vor deinem, vor meinem Sohne! Gott, furchtbarer Rächer, sieh mich an! Du sollst mich stark erfinden in der Buße und fest bis zum Ende."

Die Zelttür gähnte weit offen. Einige Stabsoffiziere, die unvermutet eingetreten waren, standen wortlos da, wie angewurzelt vor Entsetzen.

„Rebellion!" stammelte endlich ein alter Oberst. „Den Degen erhoben wider den General? Am Vorabend einer Schlacht? Darauf steht Tod! Hauptmann, rufen Sie die Wache —"

„Wer befiehlt in meiner Gegenwart?" rief Wassil Barinski mit drohender Stimme. „Bringen Sie wichtige Meldung? Nein? So entschuldigen Sie mich, meine Herren. Morgen, nach der Schlacht, werden Sie mich zu Aufklärungen bereit finden. Vorläufig bitte ich Sie, Ihr gerechtes Befremden für sich bewahren zu wollen."

Die Offiziere entfernten sich; der Adjutant vom Dienste trat näher, ein Notizbuch in der Hand.

„Geruhen der Herr General, den Leutnant Trekuroff zum Stabe zu kommandieren?"

Noch einmal stieg vor Wassil Barinskis Augen mit voller Macht verblühtes Glück auf, noch einmal dachte er an Raissa, an alles, was er geliebt und ersehnt, an letzte Hoffnungen, die er mit eigener Hand hinabstoßen mußte ins Grab — dann erhob er sein vornehmes, todblasses Haupt.

„Zum Stabe nicht," befahl er ruhig, „zum ersten Bataillon der ersten Angriffsstaffel."

Als er allein geblieben, hüllte er sich in seinen Mantel, trat vor die Zelttür und sah dem Davonschreitenden nach. Der Mond blickte dunstig durch vorüberdampfende Wolken; es regnete nicht mehr. Die Doppelposten, welche regungslos unter dem Gewehre standen, wunderten sich, daß dennoch über das Gesicht des Generals Tropfen rannen, unaufhaltsame, stürzende Tropfen.

* * *

Der nächste Tag brachte einen durch gute Führung entschiedenen, aber schwer erkämpften Erfolg. Vom ersten Bataillon der ersten Angriffsstaffel kam keiner wieder, auch nicht der Leutnant Trekuroff.

Der Nachtfalter



Gunther Stormeck ritt an einem gewitterschwülen Juliabend durch Heidelandschaft einem Schlosse zu, in welchem seine Verlobte wohnte. Er hatte vor Jahren, im Süden, eine Frau geliebt, die nicht die seine werden gewollt, und die er nicht hatte vergessen können. Nach dem großen Zusammenbruche seiner Hoffnungen war er in die Fremde gegangen, um jahrelang mit Gut und Blut für ein unterdrücktes Volk, für eine große, von Anfang an verlorene Sache zu kämpfen. Er hatte hierdurch seine Stellung im Staatsdienste verscherzt und sein halbes Vermögen verloren; seine Mutter, außer sich vor Erbitterung, war zu entfernten Verwandten gezogen. Um seine Mutter zu versöhnen und ihre Liebe wiederzugewinnen, hatte er den Damaskusweg eingeschlagen und sich mit der Tochter eines Großgrundbesitzers und Nationalökonomen verlobt. Er durfte sich glücklich schätzen, nach so unsteter Vergangenheit in den Schoß einer besonders korrekten und als hochachtbar bekannten Familie aufgenommen zu werden.

Gunther Stormeck trug sein Glück merkwürdig gelassen, man merkte ihm, wie er so dahinritt, blutwenig von Hast und froher Ungeduld an. Seine Gedanken mochten auf der Reise sein, denn er achtete wenig des Weges und tat nur selten einen Blick vorwärts über den Kopf seines schönen Pferdes. Die Heide, von der Abendsonne grell überflutet, flimmerte rotbraun und

heiß; im Westen lag eine Wolkenbank schwer geschichtet, mit violetten und gelblichen Rändern, während von den Sümpfen drüben der Ruf eines Wasservogels kam, klagend, monoton, unablässig.

Die Hufe des Pferdes trafen festen Boden, die Heide war verschwunden, der Weg zur Chaussee geworden. Zu beiden Seiten dehnten sich prächtige Weizenfelder, von Obstbäumen in Reihen durchschnitten; es war das Bild einer reichen und tadellos verwalteten Herrschaft. Gunther blickte zerstreut, ohne sonderliches Interesse auf den Besitz seines zukünftigen Schwiegervaters, dennoch richtete er sich auf und faßte, wie unbewußt, die Zügel fester. Noch eine kleine Weile ritt er langsam, dann kam eine Stelle, wo der Weg sich abbog und schnurgerade nach einem großen, praktisch gebauten Herrensitze führte. Man könnte, dachte Gunther, mich vom Schlosse aus bemerken und meinen Mangel an Eile kommentieren. Er streifte leicht die Flanken des Pferdes und setzte es in einen schicklichen, korrekten Mitteltrab.

In dem großen Gartenzimmer brannten die Lampen, die Familie war um den Teetisch, auf dem die Tassen blütenweiß leuchteten und der hohe messingne Samowar blitzte, versammelt. Man empfing Gunther freundlich, ohne ihm jedoch zu verhehlen, daß die Teezeit überschritten sei und man auf ihn gewartet habe. Dann erhob sich seine Verlobte und reichte ihm zum Gruße die Hand. Sie war ein hübsches blauäugiges Mädchen mit blondem, schlichtgescheiteltem Haare; es lag in ihrem Wesen etwas Einfaches, Ungesuchtes. Ihr Händedruck

war krank und kräftig, man merkte, daß ihre kühlen besonnenen Finger viel Almosen gespendet und viel schöne teuere Leinwand gefaltet haben mochten. Neben dem Vater, einem stattlichen Manne mit breiten, selbstbewußten Gesichtszügen, saßen die beiden älteren Schwestern. Die eine davon war Witwe und hatte ein reizendes Baby, dessen Vermögen sichergestellt war. Die andere war glücklich verheiratet und nur auf Besuch anwesend, ihr Gatte diente als Hauptmann in einem entfernten Landstädtchen.

Das Gespräch drehte sich, während der Tee eingenommen wurde, um Landwirtschaft und Haushalt betreffende Dinge. Die Damen berieten sich gelassen und kundig, ein besonders praktischer Vorschlag der ältesten Schwester errang sogar sichtlich befriedigte Zustimmung des Vaters. Gunther fand sich auf Schweigen angewiesen; einige Bemerkungen, die er versucht hatte, waren nicht glücklich gewesen. Dann kam die Rede auf den abwesenden Schwiegersohn, den Hauptmann. Man war seines Lobes voll, so einstimmig und rückhaltslos, daß sogar ein Anflug von Wärme in die Unterhaltung kam. Der Hauptmann lebte seit Jahren in einem Marktflecken, fast ohne Umgang, einzig und allein seinem Dienste obliegend. Man pries so viel Pflichttreue und Energie, man betonte, vielleicht nicht ohne Absicht, daß ein Leben voll einfacher, vorgeschriebener, streng erfüllter Tätigkeit unter allen Umständen das achtungswerteste und beste sei. Man fand es wunderschön, daß der Hauptmann dabei verharre und sich darin glücklich fühle,

obwohl sein Vermögen ja hinreiche, um ihm alles, selbst Umherreisen und Nichtstun zu gestatten. Man schloß damit, daß zu solch ehrenwerter Existenz freilich Charakter gehöre und Überwindung aller inneren Unklarheiten.

Gunther, der mit ergebungsvollem Schweigen zugehört hatte, dachte bei sich, daß der belobte Hauptmann wahrscheinlich nie etwas von Überwindung innerer Unklarheiten gewußt habe, sondern sich damit begnüge, ein ehrenwerter, mittelmäßiger Mann zu sein. Dann unterdrückte er ein leises Gähnen; er fühlte sich reizbar, in unbehaglicher Stimmung, und dachte daran, seinen Abendbesuch mit Hilfe eines schicklichen Vorwandes zu beendigen.

„Wir haben gestern, weil Sie abwesend waren, ein neues Buch zu lesen begonnen", sprach die älteste der Schwestern. „Es hat einen unserer gefeiertsten Dichter zum Verfasser und ist ein treffliches, abgeklärtes Werk, das den überspannten Ideen der Neuzeit mild zurechtweisend entgegentritt. Gestatten Sie uns, das angefangene Kapitel zu vollenden, Herr von Stormeck?"

Er beeilte sich, einige verbindliche Worte zu erwidern. Die Frau des Hauptmanns begann vorzulesen, der Vater blätterte verstohlen in einer landwirtschaftlichen Broschüre, mit gesetzter Stimme zuweilen ein „recht gut" oder „ganz wahr" einfallen lassend, die beiden anderen Schwestern hatten ihre Arbeitskörbe vor sich gestellt und häkelten emsig. Gunther langweilte sich, denn er fand das abgeklärte Werk des gefeierten Dichters mittelmäßig; um sich zu zerstreuen, verfolgte er das Spiel der Nadel

in der Hand seiner Verlobten, und mühte sich, ausfindig zu machen, was für ein Ding es sein möge, an dem sie so unermüdlich formte und säumte. Es sah sonderbar aus, etwas mehr als talergroß, wie eine scheußliche kleine Mütze mit zwei langen weißen Bandenden daran.

Er lehnte sich langsam in den Sessel zurück, ein unüberwindlich peinliches Gefühl stieg ihm im Halse auf wie ein Knäuel. Er sah im Geiste diese selbe Mütze auf einem kleinen, gerunzelten, wimmernden Kopfe. Die ironische Saite begann in ihm wach zu werden. Wie hübsch vorsorglich war doch dieses junge Mädchen, wie allerliebst erfahren, wie hübsch auf jede Überraschung vorbereitet! Er könne sich gratulieren, er käme da wirklich in eine vortreffliche, korrekte Familie, in der alles herginge wie am Schnürchen. Dann bekam die trübe Reflexion das Übergewicht. Wie können Frauen so nüchtern, so gemessen der heiligsten Aufgabe ihres Lebens entgegengehen? Wie vermögen sie dieselbe so kaltblütig als etwas Selbstverständliches aufzufassen? Betrachten sie denn ein Kind wie einen leicht zu geratenden Napfkuchen, der auflaufen muß, wenn man das Rezept des altbewährten Kochbuches nur recht genau befolgt? Ahnen sie denn gar nicht, welche Bedenken im Herzen eines Mannes aufgestiegen, welche Läuterungen darin erkämpft sein müssen, ehe er, nach Abrechnung mit seinem Gewissen, es auf sich nimmt, ein Wesen mitzuverschulden, das seines eigensten Blutes, seiner innersten Art ist und vielleicht die Bestimmung hat, geheime Triebe,

seien es gute oder böse, fortzupflanzen und der Menschheit weiter zu vererben?

Denken bringt immer Sorgen, zudem habe ich heute meinen grauen Tag, suchte Gunther sich einzureden. Aber seltsam bleibt es doch. Ich sitze hier, ein Paria, wieder aufgenommen in einen Kreis hochachtbarer Menschen. Der friedliche Schein der Lampe erhellt die weiße Stirn, das sittige, gescheitelte Haar eines Mädchens, die aus der Mitte jener gerechten guten Menschen hervorgegangen ist, um die Genossin meines Lebens zu werden. Hier atmet alles Arbeitsamkeit und weises Gedeihen, Wohltun sogar, denn auf dem Schreibtische des Hausherrn steht eine Schale, handgerecht, mit Kupfer- und kleinen Silbermünzen, davon ein Armer, der einspricht, wohl immer bekommen mag. Auf dem Tische der Damen kreuzen sich graue, von Stricknadeln gespickte Wollenknäuel, eine Strumpferzeugungsstätte für die kommende Weihnachtsbescherung armer Kinder, die vorläufig noch barfuß in den Sümpfen umherlaufen und Frösche spießen. An den Wänden hängen die Bilder von Ahnen und Urahnen; alle sehen einander ähnlich, alle haben den gleichen Ausdruck wohlgenährter Selbstzufriedenheit im Gesichte wie eine Legitimationskarte, alle tragen die gleiche Ordensklasse im Knopfloche. Wie kommt es, daß ich ein Grauen empfinde vor jenen Bildern, vor diesen Menschen, vor diesem traulichen, lampenbestrahlten Kreise? Ist es die Gewitterluft allein, die heute besonders meine Nerven erregt und mein Blut sieden macht, oder weist mich wirklich ein Gesetz, ein Ver-

hängnis von der Schwelle einer naturgemäßen, gewöhnlichen, leidlich glücklichen, mittelmäßigen Existenz? Warum lastet die gedeihliche, friedliche Atmosphäre, die jenen wohlbehagt, die sie wie ein Überzug vor jeder Erregung, jeder Wallung, jeder Zugluft schützt, auf mir wie ein Dunstkreis, in dem ich nicht zu atmen vermag? Ist es Selbstüberhebung, sündhafter Stolz, der mir vor der Mittelmäßigkeit einen würgenden Ekel einflößt? Kann ich es nicht vergeben, daß sie stets das Recht geübt, jedem großen, unberechneten Anlaufe, jedem weiten Gedanken, jeder selbstlosen Tat das Gegengewicht zu bilden, und daß sie dabei, leider, gewöhnlich die Oberhand behalten hat? Kann ich es nicht verwinden, daß die Mittelmäßigen stets die geschworenen Todfeinde des Superlativs, der Phantasie, der Freiheit waren, und dabei doch unstreitig die breite Weltbasis bilden, den kompakten notwendigen Untergrund, auf dem das Leben steht und sich aufbaut? In ihren Reihen leben die Mächtigen, die Gesunden, die Glücklichen, die Wohlanständigen. Warum also anders sein wollen als sie, warum der allgemeinen Ordnung sich nicht einreihen wollen, nicht einfügen können? Liegt denn in mir eine moralische Krankheit, bin ich eine Abnormität, ein Ungeheuer?

Ich weiß es nicht. Warum erweckte denn Gott aber Geschöpfe, die berufen sind, mit den Gesetzen der allgemeinen Einigkeit und Erhaltung in Zwiespalt zu stehen? Warum gab er mir den Trieb, alles zu meiden, was klein und gewöhnlich, den wilden Drang dazu, allem entgegenzustürzen, was da immer groß, leuchtend, unerreich-

bar ist? Warum legte er in mein Herz die selbstzerstörerische Sehnsucht nach unbekannten Lichtschauern, nach dem Vollendeten, dem Idealen?

Die Mittelmäßigen werden sagen, daß Gott solche Menschen als abschreckendes Beispiel für die Zahl der übrigen Mitlebenden erschaffen habe. Sie ahnen ja nicht, die Armen, daß über der Erde, über dem Alltagsleben sieghaft und unleugbar eine Flamme lodert, die alles Kleinlichen, alles Irdischen, alles Vernichtbaren spottet, weil sie angefacht wird von dem großen Zuge der Sehnsucht nach Gott! Sie können es nicht begreifen, daß es Menschen geben kann, die landläufiges Glück verneinen, die im Alltagsleben frieren, die sich nicht wohl fühlen im Dunkeln, und die sich gerne schon bei Lebzeiten kopfüber in jene Flamme stürzen möchten, in jene schöne, zuckende, schmerzende Flamme, die Liebe heißt, Liebe zum Unendlichen, zur Melodie, zum Hinreißenden, zur Vernichtung, zur Freiheit — im Grunde Liebe zu Gott ...

Gunther richtete sich erschrocken im Sessel auf. Um ihn saß die friedliche arbeitsame Familie. Die Stricknadeln flogen in rhythmischem Klappern, die Vorleserin überschlug heimlich zahlreiche Seiten des abgeklärten Werkes und strebte dessen Schlusse zu. Die junge Braut mit den glattgescheitelten Haaren saß unverschlafen und führte ihren weißlichen endlosen Faden weiter.

Durch das Fenster segelte ein seltener Nachtfalter mit starkem, schwirrendem Fluge. Einen Augenblick beschrieb er, an der weißgegipsten Zimmerdecke surrend, schattenhafte Kreise, dann warf er sich den Lampen entgegen,

mit dem mächtigen grauen Kopfe an das leuchtende Milchglas prallend, seinen sicheren Tod, die schöne brennende Flamme in göttlichem Starrsinne suchend. Die Damen fuhren mit einem Aufschrei zusammen, aber unbekümmert um die allgemeine Bewegung trieb er seinen phantastischen Todesflug weiter, in wilden Spiralen auf die Brennpunkte niederschießend, durch alle Zeitungsblätter und Wollenknäuel, die man ihm nachschleuderte, durch alle Verwünschungen hindurch, schon mit zerfetzten, eingerissenen Flügeln, mit zuckendem, von der Flamme angeknistertem Torso. Aber sieghaft, triumphierend erreichte er seinen Willen — zur hellsten Flamme fand er den Weg und warf sich in sie hinein, kopfüber, sie niederdrückend durch die Wucht seines Falles, so daß sie im Glasbehälter schnellte und aufschwelte, fahlrot, halb erstickt.

„Vorsicht — um Gottes willen, Vorsicht", riefen die Damen, doch schon hatte die älteste Schwester die Lampenglocke gehoben und mit einer Stricknadel den halbverkohlten, noch zuckenden Leib hervorgeangelt und ihn mitten auf den Tisch geschleudert.

„Das kommt davon! Wie dumm! Wie himmelschreiend! Ihm ist recht geschehen", riefen die zürnenden, vorwurfsvollen Stimmen durcheinander ... doch während sich die frommen, korrekt gescheitelten Köpfe halb entrüstet, halb neugierig über den toten Nachtfalter bogen, stand Gunther Stormeck unbemerkt auf, ließ den Türvorhang schweigend hinter sich niedergleiten und ging auf Nimmerwiederkehr.



Lia



Es war an einem Juniabend am Rande der Campagna, daß wir zuletzt beisammen gewesen, Freund Giulio und ich. Die Sonne brannte in die Scheiben der Osteria, als wir die Gläser erhoben, um Abschied zu nehmen auf Jahre. Eine Zeit, die wir als Brüder verlebt, lag hinter uns, ein Abschnitt der Jünglingszeit voller Freiheit und gemeinsamen Strebens, gemeinsamer Armut und ehrlich geteilten Überflusses an goldenen Zukunftsträumen. Giulio wollte seine Malerstudien auf der Akademie beendigen; meiner harrten lange und ernste Reisen. Noch einmal gedachten wir unserer Hoffnungen, gelobten, der Kunst wie allen anderen Idealen treu zu bleiben, und schwuren uns in erregter Jugendstunde, dereinst berühmt zu werden. Dann noch ein Händedruck, und ich stand vor der Schenktür im Winde und sah den Staubwolken nach, die des Vetturins klappriges Gespann dahintrieb, die Straße entlang am Fuße der braunen Sabinerberge.

Wir schrieben uns, wie's oft geschieht, erst häufig, dann gar nicht mehr. Das Schweigen entfremdete uns ebensowenig wie die Trennung, unsere Freundschaft war eine sichere. Auch wir hatten wohl heimlich denselben Gedanken im Herzen: einander dann erst begegnen zu wollen, wenn jenes Versprechen, das wir uns beim Abschiede gegeben, wenigstens teilweise erfüllt sei.

Giulio hat seinen Schwur gehalten, besser jedenfalls als ich. In einem südlichen Weltteile führten mir nach

Jahren fremde Journale seinen Namen vor Augen. Dann mehrten sich die Nachrichten; ein Bild Giulios sei preisgekrönt, ein zweites, kaum vollendet, von der Landesregierung angekauft worden, ein drittes reise durch die Welt und entzücke auf Kunstausstellungen die Kenner. Als ich, Monate später, nach Europa zurückkehrte, fand ich jene Nachrichten bestätigt, Giulios Namen in aller Mund. Er hatte dasjenige in Jahren erreicht, wozu es sonst eines Menschenalters bedarf; er war berühmt geworden und — wer hätte es je gedacht — reich. Als sein Aufenthaltsort wurde mir Neuilly bei Paris angegeben, woselbst er sich ein schönes, geräumiges Heim gegründet habe.

Ich durfte fürs erste nicht daran denken, ihn aufzusuchen; Geschäfte, deren es nach meiner Rückkehr genug zu erledigen gab, fesselten mich einen ganzen Sommer hindurch an die Heimat. Räumlich dem Freunde näher, weilten meine Gedanken, in der Vorfreude des nicht mehr fernen Wiedersehens, um so öfter bei ihm. Es ist etwas Eigenes darum, liebgewonnenen Personen nach langer Trennung wieder zu begegnen; das Leben mag einen Riß geschlagen, Krankheit, Mißerfolg, Kummer, Zufall, Lauf der Welt können die Herzen unvermerklich verändert, entfremdet haben — bei Giulio hegte ich derlei Befürchtungen nicht. Er war noch jung, er war sicher der schaffensfrohe prächtige Geselle von ehedem geblieben, eher kraftbewußter, der Erfüllung seiner Ideale näher, lebensfreudiger gemacht durch den Erfolg, der seine Auserwählten wunderbar fröhlich erhält und stählt. An

einem jener frischen, sonnigen Herbsttage, welche die Natur nur findet, um vor Nebeleinzug noch einmal alles zu vereinen, was sie an Vogelgezwitscher, warmem Sonnengolde und bunten Farben zu bieten vermag, verließ ich den Wagen vor Neuilly und durchschritt, innerer Eingebung mehr als Erkundigungen folgend, die freundlichen, weithin sich streckenden Villeggiaturen. Eine Besitzung, größer und abgelegener als die anderen, zog mich unwillkürlich an, sie lachte im Sonnengolde aus dunklen Bäumen hervor; hinter dem Gitter, im taublitzenden Grase, arbeitete ein alter Gärtner. Ich hatte mich nicht geirrt, auf meine Frage öffnete er höflich das Tor, wies mit der Hand die Allee hinunter und kehrte zu seiner Arbeit zurück. Bei einer Biegung des Weges lag das weiße, zweistöckige Haus vor mir, die Front nach Süden, mit einer breiten Terrasse, darüber sich rötliche Weinreben und verblühte Glyzinien rankten. Der Schatten sehr alter Ulmen breitete sich über Grasplatz und Kiesweg, die hochstämmigen Rosen waren, der Nachtfröste halber, schon niedergelegt. Es war traulich hier und vornehm, doch einsam, etwa als sei der Besitzer abwesend oder in Trauer; vor der Treppe stolzierte ein schöner Goldfasan, zuweilen im Sande pickend und mich dann musternd mit schrägem Halse und einem heraufgezogenen Beine. Der Vorsaal war leer, im Winkel hing ein alter brauner Mantel, dran ein verbogener Knotenstock — alte Bekannte aus der Campagna. Ich schritt an ihnen vorüber, die Treppe hinauf, deren Stufen sehr niedrig waren und mit Teppichen belegt, sie mußten den nächsten

Weg zum Atelier bilden. Eine Tür stand weit offen, des Seitenlichts halber, dann einen Schritt noch und ich überraschte Giulio, wie er an einem halbfertigen Bilde malte, ruhig, mit sicheren großen Pinselstrichen.

So, gerade so hatte ich mir unser Wiedersehen vorgestellt — so gesund hatte ich ihn wiederzufinden gehofft, den lieben, prächtigen Freund, der, schwärmerisch im Wollen, ernst im Vollbringen, den schweren Kampf um Dasein und Ruhm nun überstanden hatte, glücklich und ungebeugt wie keiner ...

Ein Ruf, ein helles Lächeln hinüber, herüber, und wir umarmten uns, ungestüm, glücklich, wie in alter Zeit.

Die nächste Stunde verging in einem Strom von Fragen und Antworten; zehn Jahre der Trennung wurden in sprühenden, sich überstürzenden Gedanken noch einmal durchlebt. Kaum weiß ich, daß ein Diener uns mehrfach gemahnt, und daß wir die Treppe hinunter und zu Tische gegangen, daß wir die Speisen kaum berührt und dann die ersten Zigarren fortgeschleudert, weil sie nicht brennen wollten, und weil wir eher zu plaudern bedurften als zu rauchen.

Wir saßen nach dem Mahle in seinem Arbeitszimmer, bei offenen Fenstern, vor uns Trauben in Kristallschalen und Gläser mit rotem Burgunder randvoll. Wir sprachen lange weiter und schwiegen dann, der erste Taumel des Wiederfindens war verweht, der erste Rausch verflogen. Fern an der Villa vorbei rollten einige Wagen, darin Hauptstädtler wohl, die von einer Lustpartie heimfuhren. Sie sangen vielstimmig, nicht mehr taktsicher ein ab-

gedroschenes Lied, Hundegebell folgte ihnen von weitem aus allen Türen. Wir schwiegen, ein leiser Windstoß warf einige rote Weinblätter, Überbleibsel des Spätsommers, auf unseren Tisch.

Giulio blickte wie müde auf die Rasenplätze hinaus. Über diese schritt der alte Gärtner von vorhin, er hatte seine Schürze voll Stroh und umhüllte damit die Köpfe der niedergelegten hochstämmigen Rosen; unter uns ließen die Kastanienbäume einzelne Blätter in den Kies fallen, leise und widerwillig, von der dunklen Ulmengruppe kam ein fröstelndes Zittern herüber.

„Deinen Ruhm, Giulio!“ — sprach ich, fröhlich das Glas hebend — „wir haben vergessen, ihn zu feiern.“

Er lächelte nicht, wie ich's erwartet hatte, sondern führte das Glas an die Lippen und stellte es dann mit zitternder Hand zur Seite.

„Meinen Ruhm,“ sprach er langsam, fast mit Bitterkeit, „o schweig mir davon! Du weißt nicht, wie schwer ich ihn erkauft habe, und wie gerne ich ihn gelassen hätte um eine Spanne warmen, menschlichen Glückes. Der Lorbeer, Freund, ist eine ernste Pflanze, und ihr liebster Tau waren von jeher Tränen.“

Ich sah bestürzt auf; von seinem Gesichte schien jede Freudigkeit, jeder Lebensmut fortgelöscht. Erst jetzt gewahrte ich, daß sein Haar an den Schläfen grau geworden, daß um seinen Mund zwei feine, tiefe Furchen lagen, die nur ein großer Schmerz zurückgelassen haben konnte.

„Vielleicht fühlst du dich einsam, Giulio“, begann ich nach einer Pause. „Dein Haus ist ohne Kinder“ ...

„Ohne Gattin," ergänzte er trüb, „es hat nicht anders sein sollen. Doch ich will nicht schwach sein," fügte er hinzu, als wolle er männlich das Weh zurückkämpfen, das ihn übermannt hielt, „du hast recht — es lebe der Ruhm, der ernste, schwer erkaufte Ruhm, denn er ist auf Erden der einzigste und edelste Ersatz für verlorenes Glück."

Er hob sein Glas ins Licht der sinkenden Sonne und leerte es langsam. „Willst du eine Geschichte hören, die ich noch keinem erzählt, ein Bild sehen, das noch kein Auge erschaut, das ich vernichten werde, ehe ich sterbe, damit es keinem lächle als mir? Sieh her, mein einziger Freund — dies Wesen hat gewollt, daß ich den Ruhm fände, und hat von mir gelassen in Unschuld und Übermaß göttlicher reiner Opferfreude, einzig damit ich groß würde. Und ihr zuliebe habe ich fortgelebt und fortgelitten, einsam im Leben, einsam im Herzen, bis ich ihn fand, den strengen Gefährten, bis endlich er mein war, der hohe, schmerzgeborene, aus Erdenweh und Erdenschatten erlösende Ruhm" ...

Er tat einen Griff in ein goldenes Gitterwerk, das schwere Gardinen halb deckten: zwei Türflügel, aus Bronze getrieben, schlugen auf, aus einer Umrahmung von Samt strahlte ein Bildnis, so schön und lebensunmöglich, wie es Dichtern zuweilen im Traume erscheint. Es war eine Frauengestalt in weißem Gewande, schlank, mit blassen Zügen, draus dunkle, fast allzu große Augen fremd blickten, Augen wie Blumensterne, die sich für einen Tag öffnen und dann von der Erde scheiden,

der sie nicht angehören dürfen. Ihr dunkles Haar durchzog ein rotblühender Mandelzweig, sie streckte die Kinderhand hinaus ins Leere, und an der Brust trug sie einen Strauß von Märzveilchen und Auferstehungsblumen. Das war das Bildnis einer tief Geliebten, vielleicht noch Lebenden, aber gewiß Verlorenen.

Nein — sie mußte tot sein. Unter dem blütenroten Munde lag ein Zug, den keine noch so geniale, fiebernde Künstlerhand findet, ein Zug, den nur einer mit edlem, unfehlbarem Striche hinmalen kann, streng, doch versöhnend, der Tod.

„Erzähle, Giulio", sprach ich so leise, als seien wir in der Kirche.

Er strich mit den schmalen Fingern das Haar aus der Stirn. „Damals," begann er, „als wir in der elenden Osteria so begeistert voneinander schieden, schlug mir das Herz nicht ebenso leicht, als du vielleicht glauben mochtest. War ich auch ein junger, lebensfroher Geselle, der Kraft und guten Willen in sich fühlte, so schien doch der Himmel meiner nächsten Zukunft nichts weniger als rosig. Elternlos und blutarm, ermöglichte mir nur der karge Zuschuß eines entfernten Onkels den Besuch der Akademie. Wenn es nun ein Wesen gab, dem die Kunst innewohnte, eine widerwillig gespendete Wohltat für den Empfänger möglichst fühlbar und demütigend zu gestalten, so war es unstreitig dieser Onkel, welcher damit begann, sich aus übler Laune für die mir notgedrungen gewährte Unterstützung eine fast unerträgliche Bevormundung meines Tuns und Lassens anzumaßen. Ob-

schon er, aus Sparsamkeitsgründen, ein kleines Häuschen meilenfern von der Stadt bewohnte, scheute er den weiten Weg nicht, um wöchentlich mindestens einmal die vier Treppen, welche meine Mansarde von der Welt trennten, zu ersteigen, in meinen Skizzen umherzuwühlen, meine Fortschritte zu bemäkeln und mich, unter deutlichem Hinweis auf die schweren Opfer, welche er mir bringe, zum Fleiße anzuspornen. Häufig genug lud er mich ein, den Beruf, den ich, Gott sei's geklagt, aus Überschätzung und Verblendung erwählt habe, lieber aufzugeben und dafür das meinen Fähigkeiten weit angemessenere und einträglichere Handwerk eines Stubenmalers zu ergreifen. Dabei stellte er sich aber dümmer, als er in der Tat war, denn wie ich später erfahren, setzte er Hoffnungen auf mich und besuchte heimlich die Professoren, um deren Urteile, die günstig lauteten, zu seiner Beruhigung einzuholen. Somit betrachtete er mich als eine allerdings gewagte Gründung, aus welcher er späte, aber um so höhere Prozente zu erzielen hoffte. Wie sehr gerade ich unter einem solchen Verhältnisse leiden mußte, brauche ich dir wohl kaum zu schildern. Ich war jedoch im stillen zuversichtlich, arbeitete unbekümmert fort und begnügte mich, wenn der Onkel einen seiner Strafbesuche beendet hatte, mein Zimmer auszulüften und indessen ein halbes Stündchen zum Fenster hinauszusehen.

„Weit war die Aussicht freilich nicht, unter mir lag ein verwahrloster Garten mit einer Zisterne und etlichen hohen, finster aussehenden Bäumen über mir mußten

noch ärmere Schlucker wohnen, als ich es war. Dieses ‚über mir‘ war eigentlich keine richtige Bezeichnung, denn die zu meiner Wohnung gehörige Tür ging auf ein plattes Dach, dessen Ende einige Stufen aufwies, welche zu einem durch die unregelmäßige Bauart des Hauses immerhin möglich gewordenen Erkeraufsatze führten. Von meinem Fenster aus war nur eine schmale Mauerwand erkennbar, darüber ein paar Quadratfuß blauer Himmel. Zur Not konnte ich die Hälfte eines stets offenen Fensters gewahren, vor dessen weißen Gardinen ein kleiner hölzerner Vogelbauer hing, mit einem munteren Stieglitz darin.

„Einmal bog ich mich, der milden Frühlingsluft wegen, besonders weit hinaus und übersah das Gebiet meiner Nachbarn ganz. Einige Blumenstöcke raubten mir den vollen Einblick, dennoch gewahrte ich hinter den windgeblähten Gardinen ein junges Mädchen, welches in eine Stickarbeit vertieft schien. Ihre Hand hob und senkte sich hinter dem Fensterbrette, den Faden automatenhaft ziehend; ihr Gesicht, das ich gern deutlicher gesehen hätte, verharrte eigensinnig im Halbprofil, ich konnte nur erkennen, daß sie ein schönes, schweres Haar hatte, tiefbraun mit einem Goldstriche. Die Spätnachmittagssonne fiel über die Dächer und schickte ihre Strahlen in das sonst gewiß sehr dunkle Stübchen. Ich konnte einen Teil davon, der nichts Bemerkliches bot, übersehen, einen Kleiderständer, eine Tischkante, den geschweiften Fuß eines alten Schrankes, die Hälfte eines Bettes, auf dem eine Gestalt zu liegen schien, welche von einem über-

gespreiteten Rahmen Wergzotteln oder Wollflocken zupfte.

„Das alles war uninteressant und natürlich. Arme Leute, so wie ich. Da ich arbeiten mußte, schalt ich mich ob meiner Zeitversäumnis, warf den Fensterflügel zu und öffnete ihn lange nicht wieder. Manchmal begegnete mir im turmartigen Treppengestiege unseres Hauses eine Gestalt, welche wohl die volle Ergänzung des flüchtig erschauten Halbprofils meiner Nachbarin sein mochte, doch wußte ich's nicht mit Bestimmtheit, denn sie schritt stets schnell an mir vorüber, die Falten ihrer Mantille nach Art der Genueserinnen tief in die Stirne geschlagen. Zuweilen ärgerte mich der Faulenzer, der Stieglitz, der zu zwitschern anhub, wenn die Nachmittagssonne um die Ecke kam und seinen Bauer vergoldete, indessen ich emsig, mit tastenden Kohlenstrichen dem unglaublich verbogenen Arme einer klassischen Nereide zu korrekt osteologischer Berechtigung verhalf.

„Einmal jedoch war der Bauer des Stieglitzes verhangen, das Fenster beharrlich geschlossen; ich entsann mich, im Laufe des Nachmittags auf der Treppe draußen ungewohnten Lärm vernommen zu haben, wie vom Ein- und Ausgehen mehrerer Menschen. Ein eigentümliches Gefühl der Unruhe trieb mich auf die Terrasse und die wenigen Stufen zur Wohnung meiner Nachbarin hinan. Ich redete mir ein, daß es Pflicht sei, diesen Gang zu tun; konnte doch den hilflosen Frauen in ihrer Einsamkeit ein Unglück widerfahren sein, vielleicht daß sie erkrankt waren, oder daß ihnen der Hausherr die Möbel

abgepfändet hatte ... als ich nach leisem Anpochen die Tür geöffnet, ward mir freilich bald Bescheid. Vor dem leeren Bette mit den zerwühlten ärmlichen Kissen kniete das junge Mädchen, den Kopf an die Bretterkante des elenden Lagers gelehnt; auf dem weißgedeckten Tische stand eine Schale voll Wasser, darin einige zusammengebundene Zweige tauchten, den Raum selbst durchquoll der weichliche Duft halbverflogenen Weihrauchs.

„‚Sie haben die Großmutter fortgetragen,‘ sprach das arme Kind, indem sie den Kopf hilflos nach mir umwandte — ‚sie haben sie fortgetragen, meine liebe, gute Großmutter‘, wiederholte sie, als wolle sie sich den vollen Umfang ihres Verlustes so recht zum Bewußtsein bringen. Dann barg sie den Kopf in die Hände und begann zu weinen, wie Kinder es tun, schluchzend, unaufhaltsam; ich hatte noch niemals einen so wilden Schmerzesausbruch gesehen.

„Obwohl sie untröstlich schien und mir selber es nicht eben leicht fiel, beim Anblick eines solchen Kummers völlige Fassung zu bewahren, begann ich, ihr Trost zu spenden, so gut ich's konnte. Gegen Abend wurde sie ruhiger, und ich schied, nachdem ich das Versprechen gegeben, sie am nächsten Tage auf dem Gang zum Friedhofe zu begleiten, da ihr der erste Anblick des frischen Grabes unendliches Grauen einzuflößen schien. Ich war zur angegebenen Stunde fertig, und es schnürte mir das Herz zusammen, als ich bemerkte, daß das arme Kind die Nacht hindurch gearbeitet haben mußte, um sich mit geradezu rührender Erfindungsgabe eine Art von Trauer=

kleidung zusammenzustellen. Der weite Gang vors Tor hinaus tat ihr sichtlich wohl, auch auf dem Camposanto blieb sie gefaßter, als ich zu hoffen gewagt hatte. Das Grab lag, ein länglicher, sehr schmaler Hügel, eingepreßt in die Reihe der übrigen Armengräber, die sich am Ende des großen Mauervierecks regelmäßig geschichtet dahinzogen, ohne Stein noch Kreuz, zuweilen mit einem Holztäfelchen geziert oder einem vom Regen arg mitgenommenen Glasperlenkranze. Mein junger Schützling kniete vor dem Hügel und betete; der Friedhof war menschenleer, nur die Februarsonne überflutete ihn voll, und ein verfrühter Schmetterling taumelte in schrägem Fluge über die Gräber und über die langen Halme, die hin und wieder zu grünen begannen.

„Auf dem Rückwege bat ich sie, mir von ihrem Leben zu erzählen. Es war die altgewöhnliche Geschichte, die so millionenfach sich wiederholt, daß sie langweilig wäre, wenn nicht in ihr eine sich rastlos erneuernde Anklage gegen die Vorsehung läge. Ihre Eltern hatte sie nie gekannt, war von der Großmutter auferzogen worden. Dann hatte sich die Großmutter gelegt und das Kind die Rolle der Wärterin übernommen, hatte durch Stickarbeit jahrelang die Greisin und sich selbst ernährt. Nun war die Alte gestorben und hatte sie allein gelassen, mit siebzehn Jahren allein auf der Erde! Mich überlief ein Schauder. Als wir zu Hause angelangt waren, bat ich, öfter nach ihr sehen, ihr mit treuem Rate beistehen zu dürfen. In ihre traurigen Augen kam ein Strahl von Freude und sie dankte schüchtern. ‚Noch weiß ich nicht

Ihren Namen', erinnerte ich beim Fortgehen, ihre feinen Finger freigebend. ‚Ich heiße Lia', sprach sie, und mir war es, als flösse dieser Name von ihren Lippen wie eine Melodie.

„Allnächtlich sah ich in ihren Fenstern den zitternden Lichtschein, bei welchem sie bis gegen Morgen wach saß und stickte. Die Kosten der Krankheit und der Beerdigung mußten die letzten Mittel erschöpft, in das ärmliche Stübchen die bitterste Not gebracht haben. Nach langem Sinnen verfiel ich auf den Gedanken, ihrer Armut mit der meinigen zu Hilfe zu kommen, und zwar auf eine Weise, die nichts Verletzendes haben konnte. Ich brachte ihr die geringe Summe, mittels welcher ich monatlich in einem Speisehause meine Nahrung bestritt, und bat sie, mich der Zeitersparnis halber bei sich in Kost nehmen zu wollen. Sie wurde verlegen und nahm den Vorschlag dankbar an, mit einer inneren, kindlichen Freude, die mir unendlich wohl tat. Jeden Mittag kam sie nun die wenigen Schritte herüber und brachte mir in einem Handkorbe Brot nebst zwei sauber zugedeckten Tellerchen. Wenn auch mein jugendlicher Appetit nicht gerade seine Rechnung fand — denn das arme Kind führte eine wahre Puppenküche, ihren eigenen Bedürfnissen und der gewohnten Krankendiät der alten Großmutter entsprechend —, so entschädigte mich doch reichlich ihr liebes gemessenes Walten, sowie die schüchterne Sorglichkeit, mit der sie mich umgab. Auch beobachtete ich mit geheimer Freude, daß ganz allmählich ihre Wangen eine frischere Farbe gewannen, und daß die Lampe in ihrer

Kammer nicht mehr bis in die Morgendämmerung hinein brannte. Nach und nach — es ging jedoch langsam — brachte ich sie dazu, länger mit mir zu plaudern und die scheue, fast ehrerbietige Befangenheit, die sie mir gegenüber hegte, ein wenig abzulegen. Ich erklärte ihr nach und nach meine Skizzen so, wie man einem Kinde ein Bilderbuch weist, erzählte ihr dies oder jenes Märchen, das der Darstellung zugrunde lag, und erfreute mich an ihrer natürlichen Begeisterung für Poesie, an ihren Fragen und Reden, die oft von bestrickendem, einfachem Liebreize waren. Freilich lagerte über ihrem ganzen Wesen und Gebaren ein trüber Schleier, den es schwer hielt gänzlich zu heben. Wenn ich von meinen Träumen und Zielen sprach, von der hohen, strengen und heiligen Kunst, die mir über alles teuer war, lauschte sie mit ihren großen dunklen Augen, als begehre sie den Glanz zu schauen, den meine Worte vor ihr entrollten, als sehne sie sich, aus ihrem Leben voll Not und Trübsal einen Blick hinüberzutun in die gepriesene, fremde, sonnige Welt. Ich freute mich, daß dies arme, verkümmerte Herzchen sich langsam an dem spärlichen Strahl von Fürsorge und Freundlichkeit zu wärmen begann, den ich ihr spendete, so gut ich's eben vermochte.

„Eines Tages bat sie, ich möge ihr gestatten, mein Zimmer dann und wann in Ordnung zu bringen, denn es sähe oftmals staubig und unwohnlich aus. Scherzend händigte ich ihr den Schlüssel ein und fügte hinzu, daß ich ja meistens abwesend, vormittags namentlich stets auf der Akademie sei. ‚Du magst schalten und walten bei mir

nach Belieben, Lia', endete ich. Sie errötete tief, und auch mir schoß das Blut ins Gesicht, denn ich hatte sie, unachtsam, zum ersten Male ‚du' genannt. Das Wort war mir in den Mund gekommen, ich weiß nicht wie, ganz von selbst — und da sie es nicht rügte und ich nicht zurücklenken wollte, blieb ich fortab dabei. Um jedoch für den Augenblick meine Verlegenheit zu verbergen, zeigte ich ihr eine Mappe mit losen Blättern, die ich nicht durcheinandergeworfen zu sehen wünschte, ferner einen kleinen Wandschrank, in welchem meine Farben verwahrt lagen. ‚Auch den berühre nicht, Lia,' bat ich, ‚es befinden sich Dinge darin, welche eigen sind und gegen den Einfluß von Luft und Licht empfindlich. Dies Fläschchen hier enthält sogar Gift; wenn es zerbrochen würde, könnte leicht großes Unglück entstehen. Wenige Tropfen nur, in eine Wunde oder auf die Lippen gebracht, würden sicheren Tod herbeiführen.'

„Sie sah das Fläschchen an, neugierig wie ein Kind, doch flog ein Schaudern über ihre Schultern. ‚Wenige Tropfen ... sicherer Tod' ... wiederholte sie, um einen Schatten blässer werdend, ‚das hätte ich mir gewünscht, damals, als sie die Großmutter fortgetragen. Jetzt aber, o nein, jetzt möchte ich nichts mehr davon wissen,' unterbrach sie sich hastig, zu mir gewandt, ‚es wäre ja sündhaft und schlecht, wollt' ich so undankbar sein' ... sie sah mit einem vollen Lächeln zu mir empor, aber gleich darauf lag doch wieder ein Schatten auf ihren Zügen. Sie hatte eben viel gelitten, und ihr Wesen trug, selbst in Stunden der Freude, einen schwermütigen Hauch, der

sich niemals ganz verlor. Ich bemühte mich, sie um so inniger an mich zu ketten, ihr die Zukunft, das Leben, die Jugend mit frischen fröhlichen Farben zu malen, sie immer enger eine Genossin meiner Hoffnungen und Künstlerträume werden zu lassen. Meinen Bitten nachgebend, kam sie, erst selten, dann regelmäßig, nach beendetem Tagewerke zu mir herüber. Während sie dann eine leichte Handarbeit fertigte, machte ich Feierabend, strich nur, plaudernd, hin und wieder ein wenig an meinen Skizzen, oder begann aus Büchern vorzulesen, welche Lias Fassungskraft angemessen waren. Dieses reine Zusammenleben beglückte mich unendlich, Lias Anwesenheit brachte mir Segen wie das Walten eines freundlichen trauten Hausgeistes. Meine Fortschritte mehrten sich, meine Arbeitskraft wuchs, ich bekam sogar dann und wann Käufer für meine Skizzen und Erstlingsstudien, ein leiser Wohlstand zog mählich bei uns ein, es war die glücklichste Zeit meines Lebens."

Giulio schwieg. „Ja, ich liebte sie," sprach er dann, mir voll ins Gesicht sehend; „es war die echte Liebe, der darum gerade jeder unreine Gedanke fernblieb. Die Welt würde darüber lachen, würde ein unschuldiges Zusammenleben zweier jugendlicher heißer Herzen bestenfalls schwer begreiflich finden. Mir war Lia einfach heilig, weil sie hilflos war und weil ich sie liebte; die wenigsten ahnen freilich, daß wahre Liebe in ihrem tiefsten innersten Wesen keusch ist. Doch ich will kurz sein und deine Freundesgeduld nicht mehr lange ermüden.

„Es war damals um die Zeit meines Namenstages, und wir hatten uns auf eine kleine Feier desselben lange im voraus gefreut. Wir wollten einmal so recht um die Schule gehen und den ganzen Nachmittag im Freien verleben, irgendwo vor dem Tore zu Mittag essen, weit ins Freie wandern und den Abend in einem Gartenkonzerte beschließen. Lia hatte zum ersten Male ihre Trauer abgelegt und sich für ein gewisses weißes Sommerkleidchen entschlossen, das nach langen Verhandlungen bei einer Putzmacherin bestellt worden war. Der ersehnte Tag brachte herrliches Wetter, doch hatte sich gegen Mittag das Kleid noch nicht eingefunden, so daß Lia ungeduldig die Treppen hinunterhuschte, um durch einige gute Worte die Lieferung zu beschleunigen. Ich war gerade, seelenvergnügt, im Begriffe, auch meinem Äußeren einen möglichst sonntäglichen Anstrich zu verleihen, als ich auf dem Gange schlurfende, wohlbekannte Schritte vernahm, welche, obwohl ich sie niemals mit Vergnügen gehört, mir heute, gerade heute eine Welle von Ärger ins Gesicht trieben. Daß meines Onkels Besuch, dessen ich mich lange nicht zu erfreuen gehabt, mit einer Gratulationsvisite wenig Gemeinsames haben würde, konnte ich mir leicht denken. Ich fühlte einen Augenblick die Versuchung, den Tauben zu spielen, doch eingedenk des Satzes, daß auf Erden keine ungetrübte Freude wohnen solle, öffnete ich rasch, um den Unwillkommenen desto früher los zu werden. Er trat ein, wie immer vom Ersteigen der Treppen kirschrot geworden, doch las ich sofort in seinen hämischen

Zügen, daß sein Kommen einen ganz besonderen Zweck hatte, und daß er mich ärger behandeln würde als vielleicht je zuvor. Kaum war er ins Zimmer getreten, als er mich von oben bis unten besah und dabei zu lachen begann, als würde stoßweise an einer verrosteten Klingel gerissen. Er konnte lange nicht zu Worte kommen, dann brach der mißtönige Sturm los: ‚Im Festtagsgewande anstatt in der Akademie ... man hatte mir also nicht zu viel gesagt ... recht so, mein Söhnchen, mein Herzenssöhnchen, du bist auf dem besten Wege ... prasse weiter, lustig weiter, vergiß alle Wohltaten, bekümmere dich nicht um deinen alten Onkel, deinen Nährvater ... bestiehl ihn, mein Söhnchen, bestiehl ihn weiter, vergeude sein Geld mit einer Dirne‘ —

„Das also war es. Ich erhob mich, faßte ihn bei den Schultern, so daß sein morscher Rock in den Nähten krachte, und trug ihn ohne Mühe der Türe zu. Unterwegs fiel mir ein, daß ich dem Manne Dank schuldig sei, daß er, von seinem freilich erbärmlichen Standpunkte aus, sogar recht habe. Ohne seine Hilfe hätte ich niemals die Akademie besuchen können, ich hatte Wohltaten von ihm empfangen und gehörte ihm deshalb ... sein war unstreitig, was mein Talent hervorbringen konnte, und dieses wenige hatte ich allerdings für mich verwendet, für mich und Lia ...

„Ich ließ ihn frei und preßte die Stirn ans Fenster. Von meinem Griffe halb erwürgt, sprudelnd, greinend wie ein Fischweib, bereitete er mir die ärgste Szene, die ich je erduldet. Er erzählte mir zum hundertsten Male

die Opfer auf, die er mir gebracht hatte oder gebracht haben wollte, hämmerte auf der Saite der Dankbarkeit, die er gar bald als die schwächste Stelle meines verstörten jungen Gemütes erkannt hatte, unbarmherzig herum, prophezeite mir, daß ich untergehen würde, einen Bleisack an den Füßen, als Künstler wie als Mensch, wenn ich fortführe, mich an ein Wesen — er sagte diesmal nicht Dirne — zu ketten, die mir an Bildung nicht gewachsen sei, die meinem Aufschwunge nimmer würde folgen können, die mir den Weg zum Ruhme unrettbar verlegen, meine Zukunft vernichten, mich durch Familiensorgen hinmorden, mir stets ankleben werde, wie die Lehmscholle am Fuße ... alles dieses durchmischte er mit Erfahrungssätzen, mit einer erschreckenden Krämerwahrheit, die darum gefährlich ist, weil sie so natürlich und überzeugend lautet, daß Kinder sie begreifen müssen.

„Mir war es, als hörte ich draußen einen halb erstickten Klageruf — sollte Lia den Auftritt belauscht haben? Heiliger Gott, ich wäre vor Scham und Schmerz gestorben! Den Unheilsprediger zur Seite stoßend, riß ich die Tür auf und blickte angstvoll über die sonnenbeschienenen Quadern ... dem Himmel sei Dank, es war eine Täuschung gewesen, ich war allein auf der Terrasse, wirklich allein. Ich lauschte noch einen Augenblick, doch alles blieb still; als ich, in dieser Richtung beruhigt, nach dem Zimmer zurückkehrte, fand ich es leer. Mein Peiniger hatte sich, vielleicht einen neuen Ausbruch meiner Heftigkeit befürchtend, entfernt. Im Treppenhause ver-

hallte sein Schritt, ich hörte, wie er die Hoftür heftig ins Schloß warf.

„Wie von einem Alp befreit, atmete ich auf. Die Erregung und Bitterkeit, welche der unliebsame Zwischenfall in mir wachgerufen hatte, kämpfte ich gewaltsam nieder, der Gedanke an Lia verhalf mir dazu. Sie durfte nichts von dem Vorgefallenen ahnen, der schöne Tag, auf den wir uns so lange gefreut, sollte ihr wenigstens nicht verdorben werden.

„Allmählich gewann der Jugendmut die Oberhand, noch halb ärgerlich, mußte ich über den beschleunigten Rückzug meines würdigen Oheims lachen, dann ordnete ich meinen Anzug und ging zu Lia hinüber. Sie kam mir auf der Terrasse entgegen, Körbchen und Sonnenschirm in der Hand, ganz reizend in ihrem neuen Sommerkleide, drin der Zugwind sich fing, der es zurückwehte über ihre nervigen schmalen Füße; sie bat mit munterer Stimme um Verzeihung, falls sie Verspätung verursacht habe.

„‚Was ist mit dir, Lia,‘ fragte ich bestürzt, ‚hast du geweint?‘

„Ihre Lippen zuckten unmerklich, bitterleise. ‚Ja, ein wenig,‘ sagte sie, ‚ich will es gestehen. Als ich nach Hause kam, fand ich den Vogelbauer offen und den Stieglitz davongeflogen! Die Tür wird aufgesprungen sein ... armer kleiner Bursche, er war mir ein Freund in allen trüben und guten Tagen.‘

„Mit einem Ausrufe des Bedauerns trat ich näher. Der Käfig war freilich leer, doch begriff ich nicht recht,

wie die Tür, welche ein fester kleiner Holzpflock verschloß, so leichtlich aufgesprungen sein konnte.

„‚Es tut nichts,‘ sagte Lia, sich Trost einredend, ‚ihn lockte wohl die Freiheit, den armen Schelm. Vielleicht finden wir ihn draußen wieder, in irgend einer blühenden Hecke. Doch nun laß uns gehen, wir haben einen langen, schönen Nachmittag vor uns.

„Wir schritten dem Tore zu, die Menschen kamen und gingen geschäftig, es war ja Werktag, und nur in uns festliche Stimmung. Lia schwebte an meinem Arme und plauderte fröhlich wie ein Kind, lachend, fragend und wieder fragend, ohne die Antwort abzuwarten. Ich ging neben ihr, träumend, im Zauber ihrer leisen, goldhellen Stimme, die ich niemals so nahe, so süß und so fröhlich gehört hatte. Sie war glücklich, ich fühlte es wohl, glücklich wie vielleicht nie zuvor im Leben, und dennoch war ihre Freude keine laute, sondern blieb verschleiert von tiefer Sinnigkeit, von leiser, unüberwindlicher Schwermut.

„Eine Hökerin, welche ihren Kram unter dem Stadttor feilbot, rief mir freundlich geschäftig entgegen, ich solle nähertreten und Früherdbeeren kaufen für die schöne junge Madamina. Lia lächelte hell, indessen ihre Hand sich fester auf meinen Arm legte; wir blieben stehen und kauften einen kleinen Vorrat, den uns die Hökerin auf einem grünen Blatte überreichte. Lia trug das improvisierte Körbchen vorsichtig zwischen den Fingerspitzen davon. Ein wenig weiter spielte ein kleiner Bursche mit runden Ärmchen im Sande. Lia beugte

sich nieder und begann ihn mit den Beeren zu füttern wie einen Vogel. Der Kleine ließ es ruhig geschehen, schloß und öffnete das rote Mäulchen und sah mit seinen Blauaugen höchst verwundert drein. Als ihm Lia das Blatt mit dem Rest der Früchte in die Hände gab, stand er auf und lief auf seinen unbeholfenen braunen Beinchen, so schnell er's vermochte, nach Hause.

„Nun waren wir im Freien, zwischen Feldern voll Klee und hellgrünen Halmen, dann wieder an Gartenmauern, über welche Lazerten huschten und knospende Feigenbäume schwache Schatten warfen, dann wogten die Saaten weit um uns, grüne, windzitternde Flächen, und talwärts, verborgen durch eine Wand hochstämmiger Pappeln blitzte der Strom auf, in seichten Wirbeln an flimmernden Kieselbänken, weidenbewachsenen Inseln dahinschießend, bis er in weicher Biegung hinter blaudunklen Baumgruppen verschwand. Ein Weg, von Schlehdornhecken begrenzt, führte zu einem Hause nieder, dessen Veranda ans Wasser reichte; schmale, zierlich bemalte Kähne schaukelten sich im Wellengeflimmer. Im Garten standen vor traulichen Laubenreihen roh gezimmerte Tische; es war ein Lustort, den die Städter zur Sommerzeit häufig besuchten. ‚Wir seien die ersten Frühlingsgäste,' meinte der gesprächige freundliche Wirt, ‚er wolle daher bei der schönen Signora und dem Herrn Gemahle besondere Ehre einlegen.' Er hielt sein Versprechen auch redlich, die Forellen waren köstlich, der Landwein kühl, von würzig leichter Herbheit, die auf den Lippen verflog wie der Duft wilder Beeren. Drüben

am Flusse scherzten die Fährbuben in derber Jugendlust mit Mädchen, welche Wasser zu schöpfen kamen, ihr helles Lachen klang fröhlich herüber, die Drosseln schlugen in den gelben Weidenbüschen, es lag in der weichen Luft ein Erwachen, ein frohes Ahnen kommender glücklicher Tage, es war zur Frühlingszeit. Wir waren jung und Lia so schön, sie saß unter einem knospenbrechenden Mandelbaum, durch dessen Zweige die Abendsonne fiel, ihr feines sinnendes Gesicht war von einer rosigen Lichtwelle umflossen.

„‚Nun wollen wir Blumen suchen‘, sprach sie, meinen Arm nehmend. Wir gingen über die weiten Wiesen, drauf Veilchen und Osterblumen in Menge blühten, auch zackige Wasserlilien mit dunkelblauen Kelchen, es war um uns ein herber Duft von jungem feuchten Grase, vom Rande des Flusses stiegen Nebel auf und zogen als leichte weiße Streifen über die dämmernde Wiese. Wir schritten langsam und wortlos zur Stadt zurück, wie widerwillig, Lia hing müde an meinem Arm, sie hatte den Strohhut abgenommen und trug ihn in der Linken, mit einer Garbe von Blumen angefüllt; es dunkelte schon, als wir zu Hause anlangten. Die Luft in meinem Zimmer war warm, ich stieß die Scheiben auf und lehnte mich ans Fensterkreuz, im verwahrlosten Garten drunten riefen die Frösche, die Baumwipfel wogten schläfrig durcheinander; ich wandte mich ab, kniete vor meinem Lager nieder, und ließ die Stirn übermüdet, frühlingstrunken, auf die Kissen fallen.

„Ein Geräusch erweckte mich. In meinem Zimmer stand Lia, ihr helles Gewand schimmerte weißlich durch die dunkle Stube, sie hielt den hastig gepflückten blauen Blumenstrauß und streckte mir ihn bittend entgegen, er war so schwer, daß er in ihrer Hand schwankte.

„‚Sei nicht böse,‘ sprach sie mit leiser zitternder Stimme, ‚daß ich noch einmal komme, um dir zu danken — nicht nur für einen ganzen Tag voll Glück, für noch viel mehr, für alles, was du mir getan, für alles Liebe und Gute... ich möchte dir so gerne etwas schenken an deinem Namenstage, aber ich bin arm und habe nichts als mein Herz. Willst du es haben, Giulio? Ach, verstoße mich nicht, nimm mich hin aus Erbarmen, ich habe dich ja unsäglich lieb‘ ...

„Und mich erfaßte ein Taumel, tausend Quellen brachen mir auf im Herzen. Sie bot mir ihr alles, sie wollte mein sein, sie liebte mich —

„‚Lia‘ — stöhnte ich, meiner selbst kaum mächtig, dann tat ich einen Schrei und umschlang ihre bebende Gestalt. ‚Die Gabe sollst du nicht bereut haben, du großmütiges, böses, geliebtes Kind! Ja, ich nehme dich und halte dich fest auf ewig, ich nehme dich als meine teure, von Gott geschenkte Frau‘ ...

„‚Deine Frau‘ — flüsterte sie vor sich hin, ihr Haupt an meine Brust bettend — ‚deine Frau‘, wiederholte sie glückselig, wie im Traume sprechend. ‚Und nicht wahr,‘ flüsterte sie weiter, ‚wenn wir Hochzeit feiern, so wird's in deiner Heimat sein, in dem Kirchlein drüben, wo die Glocken so hell gehen, und der freundliche Pfarrer, der

dich eingesegnet hat, wird uns zusammengeben, und es muß ein sonniger Tag sein, und Blumen sollen sie ums Chor winden und um die Stühle, überallhin Blumen, viel Blumen' ...

„Sie hatte die Arme um meinen Nacken gelegt, der Hauch ihrer Lippen glitt über meine Stirn. Schlaf wohl, du süßes träumerisches Kind — es war zur Frühlingszeit — —

„Als ich erwachte, war der Platz an meiner Seite leer. Ich schrak empor und suchte meine Gedanken zu sammeln, ein unerklärliches Gefühl von Angst und Qual schnürte mir die Brust zusammen, lähmte meine Glieder. Ich erhob mich und tat einen Schritt vorwärts. Der Morgen graute fahl, vor dem halboffenen Fenster kniete Lia, das Haupt zurückgeworfen, mit weit ausgespreizten Händen am Gesimse tastend, ihr Leib bebte konvulsivisch, wie von Schauder oder Schluchzen geschüttelt. ‚Was ist dir, um aller Heiligen willen', schrie ich entsetzt.

„Aus ihrem Gesichte, das sie mühsam umwandte, war der letzte Blutstropfen gewichen, dennoch versuchte sie, mich anzulächeln. ‚Ich habe alles gehört' — sprach sie tonlos, hastig, ‚ihr spracht ja überlaut. Und der alte Mann hatte recht, ganz recht, ich bin deiner nicht wert, ich würde dich doch nur hemmen, dir doch nur im Wege sein ... und das durfte ich nicht ... aber einmal wollte ich träumen, daß ich wirklich dein Weib sei, wollte nur einmal dir am Herzen ruhen, ehe ich stürbe ...'

„‚Lia' — rief ich verstört und entsetzt, ‚erbarme dich meiner! Was ist dir? Was sprichst du von Sterben?'

„Sie deutete mit einer irren Bewegung rückwärts. ‚Da‘ — stieß sie mühsam hervor, ‚das Fläschchen — dort ... aus deinem Schranke‘ ... ‚vergib mir,‘ sprach sie lallend, als ich sie mit einem entsetzlichen Aufschrei vom Boden in meine Arme riß — ‚sieh, es mußte sein, es ist besser so ... aber ich möchte nicht gerne umsonst sterben: versprich mir, Geliebter, daß du mich vergessen, daß du alles tun wirst, um ein guter Mensch zu bleiben, um ein großer Künstler zu werden ... tu es mir zuliebe — willst du? Ach — nun ist alles gut ...‘

„‚Lia — bleib’ bei mir,‘ rief ich halb von Sinnen, ‚verlaß mich nicht!‘

„‚Ich habe dich lieb‘, lächelte sie noch einmal. Ihr großes Auge trübte sich, ihr Kopf rollte von einer Schulter zur anderen und sank zurück in eine Welle gelöster, tiefdunkler Haare.

„Draußen hob sich rotflammend der junge Tag, und die Vögel sangen von Auferstehung.“

